

Schützt Darmstadt

Darmstadtia e.V.



Wen die Götter lieben –
und:
Le Temps retrouvé!



Ein Darmstädter
Gründervater
der Diakonie:
Georg Schlosser



Tod eines Schülers
revisited:
Das Geschehen hinter
und vor dem Film



46
2025/1

ENTEKA UNTERSTÜTZT DIE REGION.*

Ob Kulturvereine, Sportvereine oder
Soziales. Wir unterstützen unsere
lebenswerte Region bei unzähligen
Festen und Veranstaltungen.

EINFACH
KLIMAFREUNDLICH
FÜR ALLE.

FÖRDERER
VON KULTUR
UND SPORT



Liebe Mitglieder, liebe Leserinnen und Leser unseres Blauen Heftes,



fünf Ausgaben waren nun von Reiner Trabold als Redakteur und seiner Gattin Regina, die Bilder und Gestaltung verantwortete, betreut worden. Sie hatten Herrn Klaus Glinka abgelöst, der zuvor zurückgetreten war und dem wir verdanken, in eine neuzeitliche Gestaltung katapultiert worden zu sein. An dieser haben als Grafikdesigner die Ehefrau unseres

Mitgliedes Wolfgang Faust, Mareike, mit Ideen mitgeholfen und vor allem Herr Mirko Emde, der bisher gestalterisch stets das letzte Wort hatte. Wir danken den Trabolds für ihr Engagement auf einem ihnen weniger vertrauten Terrain, genauer: dem unserer Heinerstadt. Wir respektieren die Gründe für ihren Rückzug und wünschen ihnen alles Gute, Herrn Trabold vor allem eine weitere Wiederherstellung seiner Gesundheit.

Wer tritt an ihre Stelle? Je älter man wird, desto weniger ist man gewillt, an den Zufall zu glauben: Hätte unser Mitglied Wilfried Heinemann nicht ein Buch über das Steinbergviertel verfasst, wäre ich nie mehr auf einen Mitschüler aus meiner Parallelklasse am LGG gestoßen. Hans-Ulrich Werner hatte uns über das Internet ermittelt, um das vergriffene Werk Heinemanns, in dem er Bezüge zu seiner Familie vermutete, einsehen zu können. So hatte sein in Darmstadt als Puppenspieler, freier Mitarbeiter des Tagblatts und Vortragender bekannter Großvater Hans Walter Wohmann in der Fichtestraße 35 gewohnt, welches Haus allerdings inzwischen weichen musste. Jetzt dämmerte es mir: Das müsste „Tarro“, wie er bei der Jungenschaft hieß, in der wir seit den späten 1950er-Jahren ge-

meinsam waren, sein, der da anfragt. Tatsächlich! Die Redaktion des Stadtlexikons war dankbar, dass Hans-Ulrich Werner eine Lücke zu seinem Großvater „HWW“, wie er zu zeichnen pflegte, geschlossen hat. Auch seine weiteren Vorfahren sind gewichtige Darmstädter: So war sein Interesse an unserer Arbeit geweckt. Das LGG hatte er als einer der damals ersten „Musensöhne“ in Richtung der Höheren Mädchenschule in der Hochstraße verlassen: in ein Paradies für darbende männliche LGGler. Dies waren zumindest meine Empfindungen damals...

Sein Schwerpunkt lag auf der Musik und so wurde er Gymnasiallehrer für Musik und Gesellschaftslehre. Nach dem Studium in Frankfurt am Main verschlug es ihn nach Kassel. In seinen Adern rollte jedoch auch irgendwie Unternehmerblut – wie bei seinen Vorfahren. Folgerichtig zog er eine Firma hoch, die Software für den Notensatz entwickelt: die capella-software AG. Als Verantwortlicher für alles Gedruckte in dem kleinen Unternehmen hatte er sich in die Welt von Grafik und Layout eingefuchst; das dort erworbene Handwerkszeug will er nun dem Blauen Heft zugute kommen lassen. Seine Vernetzung in Darmstadt reicht vor allem in die Vergangenheit zurück: So fand er bei seinem Bruder Rolf, der Mitglied im Skittle Ground Jazz Club (von Hanno Karp aus dem letzten Heft!) war, dessen Clubausweis. Die Abbildung schaffte es zwar aus Platznot nicht in die Ausgabe, dafür aber der Club-Ausweis beim Smuggler's Inn in diesem Heft. Die Verbundenheit der Werner-Brüder mit unserem Projekt der Blauen Hefte erfährt so weitere aparte Impulse!

Ansonsten können wir von einem vor allem auch menschlich höchst erfreulichen Echo auf das letzte Blaue berichten: Das gibt uns Kraft für hoffentlich viele weitere Ausgaben.

In diesem Sinne grüßt
Ihr Dr. Wolfgang Martin

ὅν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν ἀποθνήσκει νέος.

Wen die Götter lieben, stirbt jung und: Le Temps retrouvé!

Vom ersten Erscheinen unseres Blauen Heftes im Januar 1989 an war es uns über die Vermittlung von Vereinsnachrichten hinaus ein Anliegen, der Zuschreibung unseres Mitgliedes Manfred Knodt (1920-1995), des langjährigen Stadtkirchenpfarrers, Rechnung zu tragen: „Bei Euch stehen Sachen, die sonst nicht erschienen, aber wichtig sind.“ Daher wollen wir mit unserem prinzipiellen Ansatz einer „Geschichtsschreibung von unten“ weitermachen und auch Vernetzungen unter den Darmstädtern festhalten. Nur durch die Offenlegung von Querverbindungen in der jeweiligen Zeit wird ja vieles verständlich. (In diesem Sinne ist auch der Beitrag zu Georg Schlosser auf S. 32 zu verstehen, in dem an andere alte Darmstädter und sogar an einen aus dem Blauen Heft angeknüpft wird!)

Mancher mag sich gefragt haben, weshalb wir in der Ausgabe 2024/2 so detailliert an den Jazzclub-Mitgründer Hans-Norbert Karp (1937-1984) erinnern haben: Weil dort – sein jüngerer Bruder Werner betonte dieser Tage noch einmal, dass sie im Laufe der Jahre drei- bis viertausend Mitglieder hatten („an der Bar habe ich damals mehr verdient als bei der Post!“) – an Musik, Tanz und Kontakten Interessierte Jüngere „unter sich“ zusammenkommen konnten. So hatten sich zumindest zwei Protagonisten des im Folgenden zu schildernden grauenvollen Geschehens beispielsweise „beim Hanno“ kennengelernt und man ist versucht zu fragen: „Wo sonst damals?“

Was sich dann Jahre später, am 1. Juli 1967, nach einem zunächst unbeschwerten Autoflug junger Leute zutrug,

hat sich außer in Zeitungsmeldungen (allerdings bis hin in die BILD) und im Bewusstsein der unmittelbaren Zeugen nirgendwo nachvollziehbar niedergeschlagen. Daher wollen wir diese Geschichte mit unseren Mitteln festzuhalten versuchen, bewegte sie die Darmstädter „Jugend-Szene“ doch ganz erheblich: Rauschartiges „Spaß Haben“ war in einer Sommernacht in ein schreckliches Unfallereben umgeschlagen. Die Stimmung eines „everything goes

as long as You feel good“ hatte danach, das bestätigen Zeitzeugen wie Horst Blechschmidt, Jg. 1939, unter den jungen Darmstädtern eine Zeitlang einen Dämpfer erhalten. Andererseits, so unser Mitglied Mike Martin, damals mit seiner Band *The Guys* in amerikanischen Klubs professionell unterwegs: „Ich hatte davon absolut nichts mitbekommen ... Dadurch, dass wir seit dem Ende der Sechziger Jahre an jedem Wochenende und oft auch mittwochs

Foto: Archiv Darmstadtia e.V.



The Guys 1968 im US-Militärclub *Birdland* in der Cambrai Fritsch Kaserne, Darmstadt; vlnr: Mike Martin, Theo Wenz, Bernd Wippich (†), Micky Schepp und vorne das damalige Go-Go-Girl Karin

gespielt hatten, ... hatte ich ... kaum Gelegenheit, Locations in Darmstadt zu besuchen oder gar zu kennen.“ So wohl auch sein Gitarrist, unser Mitglied Theo Wenz, und Schlagzeuger Micky Schepp. (Mit mir ist Mike Martin übrigens weder verwandt noch verschwägert.)

Vielleicht versuchen wir zunächst eine Rekonstruktion der damaligen „gesellschaftlichen Befindlichkeit“ mancher jungen Darmstädter jenseits von Stadtjugendring, kirchlichen Angeboten, Pfadfinderei und sonstigen Jugendorganisationen wie auch solchen der politischen Parteien. Oder jenseits vom „Entdecktwerden“ als bisher übersehene Käuferschicht (der Kaufhof erfand zum Beispiel für eine Werbekampagne eine „Jugend 62“ und ein passendes Lebensgefühl gleich dazu). Jedenfalls spürte man einen Drang zu selbstbestimmter Freizeitgestaltung junger Leute. Es steht noch vor meinem inneren Auge, dass mich (Jahrgang 1947) mein Klassenkamerad Ernst Gerhards

(der sich später zeitweise „von der 68er-Bewegung tragen“ ließ und dann nach Frankreich ging, wo er als Simultandolmetscher noch immer „interpretiert“) im Sommer 1964 mit in den Herrngarten genommen hatte. Dort fanden wir gleich vorne in einem weiten Zirkel auf dem Rasen hockende Teens, die nichts vorzuhaben schienen, weder Gitarre spielten, noch sangen, wie bei Jugendgruppen üblich. Hier verweilte man schlicht, plauderte. Darunter Mathias Geiger aus der Klasse über mir, ein Typ mit einem legendären Frauenschwarm-Gen, bei dem man als Geschlechts-genosse immer rätselte, worin das wohl gründete. (Ähnlich war Gerhard Krämer aus meiner Wohnnachbarschaft im Grünen Weg „veranlagt“. Ich hatte diese seine Begnadung aber nur kurz an der Uni Frankfurt verfolgen können, denn er gab das Studieren bald auf.)

Passend zu seiner Anziehung saß damals neben Geiger, mit einem weißgepunkteten hellblauen Rock, „die Re-

giinaa", eine, wie es Christine Hannewald (1945-1985, leider Suizid) einmal ausdrückte, der „Superfrauen“ in Darmstadt. Sie, die es aus der Speisegaststätte *Maintor* nicht weit hatte, hätte sich in der *Bravo* als „Girl des Jahres“ gut gemacht. Ebenfalls zum ersten Mal sollte ich des *Babyface H.* gewahr werden. Später hatte er mir einmal auf einem Flohmarkt ein Leitz-Trichinenmikroskop abhandeln wollen. Der Fama nach ist Wolfgang H., aus dessen Mund ich noch „Fayencen“ im Ohr habe, zu einem erstaunlichen Vermögen gelangt. Außer Geiger kam mir niemand bekannt vor. Sein Klassenkamerad Joachim Goldmann (der an der Gitarre später mit Ernst Gerhards am Piano und Sebastian Faber, der eigens das Bassspiel erlernt hatte, sowie Bernt von zur Mühlen am Schlagzeug einen Jazzcombo-Wettbewerb gewann) steckte mir später, dass sich Mathias von dieser Freundin getrennt habe. Und zwar in einem der frühen Hot Spots, dem Jazzkeller *Jampott*, wo ich an jenem Abend

zufällig auch zugegen war. Verstehen können hatte man das nicht, ich zumindest nicht, neben dem sie sich einmal zufällig auf der Terrasse des Hochschulstadions, der dortigen *Fleischbank*, niederließ. In heute kritisch gesehener „erlebter Rede“ – man denke an den 1988 abgestürzten Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger – weiter: Ihre Gestalt in dunklem Bikini mit weißen Pünktchen, noch ganz nass und unwirklich hübsch. Wobei man nie wusste, ob diese attraktivsten Mädchen wirklich „im Wasser gewesen“ waren. Eine Superfrau eben, zumindest für Darmstadt – und in meinen Augen, denen eines Obersekundaners. Wie man später hörte, war sie „hard to keep“ – wenn man als Freund überhaupt infrage gekommen wäre. Man sah sie dann mit Rolf Krüger (Jg. 1945), den ich vom *Bäulke*, der Tanzschule, in die „man ging“, kannte. Er hatte die LuO vorzeitig verlassen, lief einmal in der (ehem.) Kapellstraße in Richtung Büro-Heckmann in der Mühlstraße, eine Künst-

lermappe unter dem Arm, und winkte seinen früheren LuO-Kameraden, die in einer Pause aus den Fenstern des B-Baus (des LGG; Schichtunterricht!) blickten, lässig zu. Ich traf ihn später einmal als jungen Vater mit Frau und Baby in der Schlosserei von Edgar Jung, der für unsere Geschichte noch eine Rolle spielen wird. Mit ihm hatte Rolf Krüger die Schlosserlehre gemeinsam, wurde dann aber Maler, so das Kunstarchiv. Die junge Schweizerin pflegte im Hochschulstadion in den Jahren danach mit ihrem Töchterchen stets neben dem Schornstein über der Wohnung von Stadionmeister August Kämmer zu sitzen. Ihm widmeten übrigens Stadionbesucher ein Gedenkrelied an der großen Eiche, fühlten sich doch seine Badegäste von ihm geliebt, so streng er war. So gab er sonntags als letzte Durchsage den Rudi Schuricke: „Auf Wiedersehen, bleib nicht zu lange fort.“ Hätte man es mit Krüger damals bei der Regina nicht aufnehmen können, selbst wenn er

eineinhalb Jahre älter war? Vorbei! Geschafft hatte es dann Andreas Erdmann, mein Mitschüler und kurzzeitiger Jungenschaftskamerad „Toxi“ (1947-1992, Spitzname nach einem Film von 1952 um ein „Brown Baby“, weil er einmal Ruß ins Gesicht bekommen hatte). Er verblüffte später dadurch, dass er „nach freiem Fall“ auf dem Ludwig-Georgs-Gymnasium als Jurastudent ein Prädikatsexamen hinlegte. Der Fahrer eines TVR, eines seltenen englischen Sportwagens, ein Freund von Christoph Kreickenbaum jr., „Mecki“, hat sie dann heimgeführt und man sieht sie noch heute zusammen. Christoph Kreickenbaum (1946-2002), Rechtsanwalt, Erbe der Peter-Presse, welche Firma eigentlich aus Leipzig stammte, sollte später Erdmanns Schwester Marion, „ein ganz liebes Mädchen“ wie es unser verstorbene Mitglied Hilde Roth einmal formulierte, heiraten.

Ach ja: Das andere Ende der Jugendkultur damals waren *die Gammler*, die, so zwei Jahrzehnte später der SPIE-

GEL (32/1981: Am Wochenende bin ich Gammmler), sogar ein Traditionstreffen veranstaltet haben, wobei man an die „Idiots Convention“ in Woody Allens Film *Love an Death* denken musste. Um 1963 fiel in der Darmstädter Innenstadt als ein solcher Gammmler „der Binnenschiffer“ Armin Schleinkofer auf. Mit ihm weitere Personen in betont unorthodoxer Kleidung, zum Beispiel mit Schlappen statt richtigen Schuhen angetan; alles leicht verstörend damals, als zum Beispiel die „Freizeitjacke“, eine Art weniger strenges Jackett, wie man es normalerweise trug, gerade erst erfunden war. An Namen fällt mir weiter Fred Rehm ein, der aber wohl „nur“ ein Unangepasster war. Zu den Gammmlern, zu denen sich auch der *Beatnik* Jack Kerouac geäußert hatte, der Jugendkultur-Spezialist Klaus Farin im Jahre 2010: „Sie probten keinen Aufstand, sie erhoben sich nicht. Sie legten sich nieder. Die jungen Helden waren müde. Sie kreierte die langsamste Jugendbewegung aller Zeiten: den Müßiggang.“ Vergleichbar

standen, was man sich heute kaum noch vorzustellen vermag, unter dem Vordach des Kaufhof-Eingangs zum Weißen Turm hin Personen, wie sie im Darmstadt des 19. Jahrhunderts „Eckensteher“ hießen. Im Skizzenbuch von Hermann Müller, das unser Mitglied Wolfgang Faust hat nachdrucken lassen, erscheint dazu der *Schwarze Peter* (Johann Peter Kuchler: „Nur nix schaffe, denn schaffe ist dumm!“). Der Szenename einer dieser mir bis dahin nicht aufgefallenen Erscheinungen – wann ging man als eifriger „höherer“ Schüler schon einmal müßig durch die Stadt – ist mir noch in Erinnerung: *Knatter*. Sie verweilten dort aufgereiht vor den Passanten.

Im Neuaufbau nach dem Krieg, so meine Eindrücke damals allenthalben, ersehnte man unbeschwertere und die Gammmler für sich, so der SPIEGEL: ganz freie Zeiten. Nach der bedrückenden ersten Wiederaufbauphase schien sich bei den aktiveren unter den jungen Leuten eine gewisse Aufbruchstimmung zu regen.

Zeitzeuge Hans Schopper, später Chefarzt, spricht rückblickend von einer „lebhaften Zeit“, in der man nicht nur, was wohl schon gar nicht gestattet war, sich auf dem Rasen im Herrngarten breit machte, sondern wo zum Beispiel von Darmstadt aus „am Langer Waldsee tagsüber und auch nachts viel gefeiert wurde.“ Aber: Warum weit fahren, wenn unser Woog mitten in der Stadt liegt? Wohl weniger, weil dieser Baggersee (Begleiterscheinung einer „Nassauskiesung“, die jedem Juristen geläufig ist, weil sich darum eine legendäre Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts rankt) schon damals mehrfach so groß war wie der *Große Woog*, sondern sicher, weil man sich dort völlig unabhängig bewegen konnte, freier noch als an der näheren *Grube Prinz von Hessen*. Denn dort war an den Wochenenden die DLRG mit vor Ort.

Die Extravaganz, den nur über lange Schneisen zu erreichenden „wildem“ Badeplatz am Baggersee der Firma Seh-

ring aufzusuchen, wurde allerdings von einem jungen Paar am 1. Juli 1967 teuer bezahlt.

Erinnern wir uns: In diese aufkommende „alternativ jugendbewegte“ Epoche der späten 1950er-Jahre hatte Hanno Karp (mit Heinz Keller) in den selbstempfundenen Mangel an „lockeren“ Begegnungsstätten hinein einfach selbst ein Musiklokal aufgemacht. Vorausgegangen waren dem Partys in der Wohnung seiner Eltern in der Kahlerstraße (mit Rücksicht auf die Nachbarn nur von 14-22 Uhr!) und in anderen Privatwohnungen. An diese erinnert sich nicht nur *Little Hanno*, Hans-Norberts drei Jahre jüngerer Bruder Werner Karp (Jg. 1941), sondern auch der spätere Vorstandsvorsitzende der HEAG, Prof. Horst Blechschmidt (Jg. 1939): „Da war ich häufig, an eine Barbara mit mir erinnere ich mich aber nicht. Man brachte an sich niemanden mit.“ Ganz ähnlich veranstaltete der gut ein Jahr jüngere Tillmann Brunner (Jg. 1941) aus der Heinrichstraße 149, einem HEGEMAG-Block,

Student an der Ingenieurschule, regelmäßig mit seinen *Gichtbrüdern* Gartenfeste im Schrebergarten der Eltern an der Fasaneriemauer. Die damals noch abgelegene „Location“ (dort dürfte heute der Mangoldweg verlaufen) hatte Dirk Maxen aus dem Richard-Wagner-Weg den Eltern Brunners vermittelt, ein smarter Typ, der mir von der Tanzstunde bei besagten Bäumchen bekannt war. (Zu dessen Vater, einem Orthopäden, hatte mich 1966 das Kreiswehersatzamt wegen meines bei einem Skiaufstieg bei der Jungenschaft malträtierten Knies geschickt. Ich erinnere mich noch an dessen Lackschuhe beim Abschlussball: „Gehobene Darmstädter“, wie es Horst Blechschmidt heute formuliert, dessen Familie in der Nachkriegszeit wie auch meine zu kämpfen hatte.) Dirk Maxens Bruder Nils, von der AfD im Jahre 2019 als „nichtrichterliches Mitglied des Staatsgerichtshofes“ vorgeschlagen, rührt sich leider nicht, Dirk Maxen selbst konnte ich bedauerlicherweise nicht auftun.

Bei den Gichtbrüdern bestimmte man allein, welche Musik gespielt wurde – und wer dabei sein durfte. Hannele *Nuss* Hille, damals mit bei vielen Events der „In-Crowd“, erinnert sich Anfang März 2025: „Es gab viele Cliquen.“ Ihre Freundin Marion Kreickenbaum, dazu auf meine Frage nach dem Selbstverständnis der gemeinsamen Gruppe mit ihrer Freundin *Nuss* und wer noch dazu gehörte: „Zum Beispiel die drei Weniger-Brüder, natürlich auch die Frau von Tilly, Uschi Flexenhaar. Aber von denen lebt nur noch der älteste, Mick, Christoph machte mit Drogen rum. Uschi sehe ich nicht mehr. Wir hatten nicht viel Geld, ich nur mein Taschengeld, wir haben uns ja Kleider selber genäht.“ Man hatte „In“ sein wollen, wie das hieß. Peter Hille, seinerzeit erst noch der Freund der *Nuss*, wie man sie nur kennt: „Ich hatte einen Plattenspieler im Auto. Damit war ich der King, selbst eingebaut, von Philips wohl. [Von dort gab es den *Auto-Mignon*, einen „Plattenschlucker“, der eigens für

den Fahrbetrieb konstruiert war.] Über Kontakte zu den Amis gab es schneller Schallplatten, als man sie bei Radio Lau in der Passage beim Bornuth und bei Radio Lorz kaufen konnte.“

Kontrastprogramm: Man erinnere sich, was zu dieser Zeit im Fernsehen an Musikshows lief: Zum Beispiel aus den USA Perry Como (*Catch a Falling Star*): ohne jeden Biss. Das sollte auch Teenagern gefallen? Beziehungsweise: Dachten die Programmgestalter überhaupt an diese „Klientel“? Ansonsten war der Jahrzehnte unterdrückte Jazz, den die Amerikaner 1945 gleich mit befreit hatten, jenseits von Louis Armstrong und beispielsweise Art Blakey mit seinem *Moanin*, die weiter gehört wurden, langsam auf dem Rückzug. Er lebte nach meiner Wahrnehmung nur noch in kleinen Zirkeln. Immerhin hatte man sich im Amerikahaus Platten vorspielen lassen können (!), musste sich da aber ja auskennen. Vor allem der *Modern Jazz*, der den traditionellen ablöste, galt wohl

als zu abgehoben. Und: Er war nicht „tanzbar“. Wie ich es im *Rainbow Club* hinter der Cambrai-Fritsch-Kaserne selbst erlebte, wurde für die US-Truppe um 1960 *Rock'n'Roll* geboten, wobei, so unser Mitglied Theo Wenz, später Chef von *Springflute*, der Nachfolgerin der *Mike Martin Group* „für die Amis ... alles R'n'R [ist].“ Die Zeiten des Jazz eines Helmut Duyster im ersten Amerikahaus hier nach 1945, für das die (Goldene) *Krone* herhalten musste, wo man den *Stork Club* eingerichtet hatte, waren vorbei.

Den Begriff *Pop(uläre)-Musik* gab es noch nicht. Deshalb hieß auch die einstündige HR-Sendung von Hans Verres, das Peppigste, was hier im Radio geboten wurde, *Schlagerbörse*. Sie lief immer am Donnerstagabend (ab halb acht) – mit dem legendären Schlusspruch: „Und wenn Sie Freizeit haben, dann hüpfen Sie!“ Der HR bot dort die damals allgemein sogenannte Beatmusik (wobei die Beatniks in den USA aus einer ganz anderen Richtung

kamen!) in homöopathischen Dosen und wer ein Tonbandgerät hatte, konnte sich seine Party-Musik aufnehmen. (Eine der üblichen Single-Schallplatten mit je einem Song auf Vorder- und Rückseite kostete damals 4 DM, vergleichbar heute 12 €). Man ahnte seinerzeit die Seufzer der Tonbandfreunde, wenn während der Sendungen in die Dreiminüter hineingequatscht wurde. Dass neue Alben von Pop-Gruppen einmal in den Feuilletons anspruchsvoller Zeitungen besprochen werden sollten, hatte man sich nicht vorstellen können. Denn das alles galt als Unkultur. Die Rolling Stones von vornherein als grenzwertig in Richtung Rowdytum, die Beatles anfangs als vorübergehende Verirrung frenetisch kreischender und sich einnässender junger Mädchen. Der Musikunterricht, zumindest am LGG, um den Bogen zur Heinerstadt zu schlagen, half uns bei der Deutung dieser Phänomene nicht weiter: In ihm existierte die aufkommende „Populäre Musik“ einfach nicht. (Dabei bedenke

man, dass Leonard Bernstein in einer Harvard-Vorlesung drei Beatles-Songs, darunter *Eleanor Rigby*, als Popsongs, die zu den „großen Werken des 20. Jahrhunderts gezählt werden könnten“, bezeichnete: Wir haben es schon immer gewusst!) Man erinnere sich auch an einen Song von *Truck Stop*, in dem es (noch 1978!) heißt: „Der NDR bringt Tanzmusik, ich krieg nichts and'res rein. Das geht so durch bis sechs Uhr früh, ich glaub', ich schlaf' gleich ein...“ Der HR beschäftigte damals den Jazzer Willy Berking, der sich in unserer Region mit seinem Tanzorchester diesem Geschmack angepasst hatte. Swing hin oder her: Der Big-Band-Sound klang für die aufmüpfige Jugend viel zu etabliert, zu sehr nach: „Traue keinem über 30“.

Die Jugendpflege im weiteren Sinne hatte allerdings schon um 1960 in Darmstadt immerhin zwei offizielle Tanz-Treffs für umtriebige junge Leute eingerichtet. Diese hatten indessen etwas von Betreuung, waren kaum

„cool“ im heutigen Sinne: So gab es dienstags einen Tanzabend in der *Huette*, einem von der Evangelischen Kirche getragenen „Haus der Offenen Tür“ (in der Kießstraße 16). Dort herrschten buchstäblich andere Zeiten: Wenn Peter Stammler *Wonderland by Night* (den Welthit Bert Kämpfers von 1961) auflegte, war dies das Zeichen, dass es kurz vor 22 Uhr war – und gleich Zapfenstreich.

Stammler erinnert sich 60 Jahre später: „Einmal brachte ein Besucher eine Single einer englischen Band mit, die in Deutschland noch nicht zu kaufen, in England aber bereits im Oktober 1962 erschienen war. Ich kannte die Gruppe überhaupt nicht, klang ganz gut, aber nicht überwältigend.“ Erst einige Zeit später hörte er den Song wieder – im Radio, dieser hatte mittlerweile den Kontinent erreicht (am 4. März 1963): Es war die erste eigene Single der Beatles: *Love me do* und gleich eine Nummer Eins! Den Darmstädter Hütten-Tänzern hätte man da mit Goethe zurufen wollen:

„Und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen!“ Samstags gab es vergleichbare höchst harmlose Tanzveranstaltungen im Nachbarschaftsheim im Prinz-Emil-Garten. Und sonntags fand regelmäßig das „Tanztraining“ in der Tanzschule Baulke statt, das kommerzieller, aber zu höchst erträglichen Preisen und einem Mittelschicht-Milieu verpflichtet daherkam. Peter Stammler Anfang März 2025 zu den damaligen Tanzgelegenheiten: „Wir hatten uns abgestimmt, damit es an verschiedenen Wochentagen Angebote und keine Überschneidungen gab.“ Das Jugendrotkreuz veranstaltete darüber hinaus in Abständen Bälle für junge Leute und zwar mit Combos wie dem Trio *Duyster* (das meiner Erinnerung nach auch stets zu den Tanzstundenbällen bei Baulke aufspielte). Beim Tanztraining erlebte man gelegentlich die *Hornets* (die, aus einer Schüler-Band der LuO hervorgegangen, sich treuherzig als „Beatles-Imitatoren“ bezeichneten). Bei ihnen spielte zuletzt Die-

ter Mahr das Schlagzeug; damals studierte er Physik, dann noch Medizin und praktiziert noch immer als Radiologe. Der heutige Lions-Freund war mir aufgefallen, weil er sich ebenfalls für Ortrud Groß von der Mornewegschule zu interessieren schien, die dann 1967 in einem Oswalt-Kolle-Film – und in *Erotik auf der Schulbank* von 1968 – auftrat. Sie war mir 1963 vor dem *Jampott* erstmals begegnet und hatte mich angesprochen, sie sei erst vierzehn und habe Bedenken, von der Polizei aufgegriffen zu werden. Also geleitete ich sie nach Hause in die Heidelberger Straße. Das war ein gutes Ende entfernt von der Alexanderstraße, wo sich unter dem ersten der erhaltenen Schweifgiebelhäuser in einem historischen Gewölbe dieser Jazzkeller befand.

Schon ziemlich sexy, in Bühnenkleidung, kamen damals die *Pralins* von Gilbert Bischoff daher, deren Auftritt in den Räumlichkeiten „vom Bäumke“ immer etwas Besonderes war. *Gillev* Bishop, der heute wieder Musik macht, ist

der letzte Überlebende der Band, der sich zeitweise der LGGler Manfred Schenkel mit seinem Hohner-Klavier angeschlossen hatte, als einziger wohl mit etwas Musikausbildung. Gilbert, ein Besatzungs-Kind, wie das hieß, war mir vor bald 70 Jahren erstmals aufgefallen, als er im Woog vor vollen Rängen Kopfsprünge vom Zehnmerturm vollführte.

Eine besondere Erwähnung verdienen noch die Bäumke-Bälle in der Faschingszeit: Von einer „Unterversorgung“ der närrischen Jugend konnte da wahrlich keine Rede sein. Der Legende nach, so Werner Karp, hatte Ewald Bäumke (geb. 1903) übrigens das frühere Ausflugslokal der Familie Norbert Strohmenger (die Initialen sind noch heute oben im Eingangsportal zum Hof zu lesen) in der Dieburger Straße am *Heilig Kreuz* mit einem Gewinn in der Spielbank Wiesbaden kaufen können, kurz nach der Währungsreform für 120.000 Mark, was heute wohl ungefähr einer Million Euro entspräche.

Was gab es sonst? Zum Beispiel den früheren Concordia-Saal in der Adelungstraße 33 (im *Darmstädter Auskunftsbuch 1961*, hrsg. von Hans Walter Wohmann für den Verkehrsverein, als „Bayrisch-Zell, Vergnügungsort mit 600 Plätzen“ vorgestellt). Der Zeitzeuge Wolfgang Ripper, Absolvent besagter LuO (Abitur 1959, später Konrektor in Rüsselsheim) berichtet in seinen Erinnerungsskizzen *So geschehen in Hessen und bei Rhein* (2023, Darmstadt) auf S. 47: „In einem ziemlich heruntergekommenen Gebäude ... umgeben von Trümmergrundstücken, herrschte (an den Wochenenden) ... Hochbetrieb ... Vorwiegend amerikanische GIs und deutsche Jugendliche strömten herbei ... Am einen Ende des Saales befand sich eine große Bühne, auf der verschiedene Bands zündende Musik zum Besten gaben ... [Davor] konnte man auf einer Tanzfläche seinen Gefühlen freien Lauf lassen.“ Die Militärpolizei sei bei Streitereien der Amis dazwischengegangen und habe GIs auch gleich mit-



Baulke-Fasching 1964. Mindestens zwei abgebildete Personen haben später Karriere gemacht: Der Cowboy Claus Dörr als Richter am Bundesgerichtshof und der Kerl mit dem fragwürdigen Oberhemd-Layout als Layouter beim *Blauen Heft*.

genommen. Man hatte damals die MP gelegentlich mit ihren langen Knüppeln aus Hickory (einem Nussholz, „zäh, hart und schwer“) in diesem Viertel auch der Spielhallen zu Einsätzen schreiten sehen. Das *Kongo*, wie es auch der Autor nennt, war natürlich nicht unbedingt ein „Habitat“, das man damals als möglicher Szene-Einsteiger jenseits des aktuellen Tanzkurses bei Baulke aufsuchte. So erinnere ich mich an eine Tanzkursteilnehmerin, die eine Art Chanel-Kos-

tüm und Pumps trug, Monika Oebel, so gepflegt ging es damals auch zu. Marion Kreickenbaum heute zum *Kongo*: „Ich war da ganz selten, habe aber mal einen Tanz-Wettbewerb gewonnen!“ (Wobei es ihr sicher zugutekam, gemeinsam mit ihrer Freundin *Nuss* die Gymnastikkurse von deren Tante am Luisenplatz besucht zu haben.) Monika Oebel sollte übrigens Lehrerin werden – ich sah sie gelegentlich auf dem Weg zur AfE in Frankfurt, der *Abteilung für Erotik*, wie gewitzelt wurde. Leicht verklärt hatte ich damals, als ich einmal meinen ältesten Spielkameraden im Herdweg treffen sollte, nachdem wir auf verschiedenen Wegen unsere Damen nach der Tanzstunde nachhause geleitet hatten, von ihr geschwärmt. In seinem *Großen Zirkel* (daneben gab es noch unseren intimen *Kleinen*) tanzte sie nämlich (und auch Dirk Maxen). Worauf er trocken, aber auch tröstend meinte, dass das „nichts für uns“ sei – er, der es später zum Ministerialdirigenten bringen sollte.

Wie auch immer: Es war damals nicht einfach, sich über Ausgeh-Möglichkeiten – und vor allem solche mit der Chance, aufregende Mädchen kennenzulernen – zu informieren. Vor allem, wenn man als brauer LGGler kaum jemanden kannte, den solches ebenfalls interessierte. Es gab übrigens durchaus schon auf Jugendliche zugeschnittene Lokale wie das *Max und Moritz* in der Saalbaustraße und das vergleichbare *Till Eulenspiegel* in der Adelungsstraße. Da saß man jedoch wie in einer normalen Kneipe fest an Tischen. Unvergesslich, dass mir, als ich erstmals besagte Kneipe in der Adelungsstraße inspizieren wollte, mein Mitschüler Michael Schneider, der inzwischen eine Klasse tiefer rangierte, entgegenkam: „Schnapp' Dir doch 'ne Frau...“ Er ist leider schon 2016 gestorben, wurde nur 69 Jahre alt.

So gut wie verschlossen war uns ohne Studentenausweis der erste Internationale Studenten-Klub, der *ISK*, der sich gegenüber der Landesthe-

ater-Ruine unter der damals dort noch vorhandenen Stadtmauer entlang der Alexanderstraße befand. Sein Nachfolger in den Brauereikellern am Lucasweg lief vermutlich auf Dauer nicht mehr so richtig. Oder die Zeit war darüber hinweggegangen. Die Reste können heute bei Führungen seitlich vom *Brauer-Gang* besichtigt werden. Claudius Posch (1947-2013), den etliche seiner Logos und Illustrationen im Stadtbild überlebt haben, hatte mich wohl einmal in den Ur-ISK hineingelotst. Ich erinnere mich dazu an ein Tonnengewölbe in Nord-Südrichtung mit dreieckigen Ziegeln auf dem Boden. Mike Martin kannte den Keller, der später schnöde abgebaggert wurde, ganz genau: „Der ISK ist gewissermaßen der Geburtsort von *The Guys*“. Diese Gruppe sollte übrigens als einzige aus Darmstadt einen Vertrag mit einem Major Label, nämlich CBS (seit 1988: Sony) bekommen. Typisch war damals als Tanzlokal vielleicht noch das *Relais 63* in Griesheim, Wilhelm-Leuschner-Straße 217,

später *Waldschlösschen*, heute ein Asien-Restaurant. Dass ein *Relais* in der Postsprache eine Pferdewechsel-Station war, daran erinnerte eine historische Kutsche draußen. Die für Marion Erdmann, wie sie sagt, ein exquisiter Raum zum Knutschen war. Welche Titel im Saal ertönten, war davon abhängig, wie die Besucher eine Musikbox bedienten. Leicht verwegen wirkte für mich damals das Schwarzlicht, das einen Hauch von Nachtclub zauberte und meine kurzzeitige Tanzpartnerin Marion in ihrem dunkelblauen Kleid mit winzigen weißen Pünktchen feenhaft erscheinen ließ. Die adelige Blondine aus einer Klasse unter mir hatte aber einen Mitschüler, der zunächst zwei Klassen über mir war, im Sinn. Und es half mir nichts, dass ich bei Ihrer Mutter einen Stein im Brett hatte: Hannß-Michel H. machte das Rennen. Später (ich hatte erst noch die Bundeswehr hinter mich bringen müssen) traf ich die beiden im legendären Café Bauer an der Uni in Frankfurt wieder, sie blie-

ben aber am Ende kein Paar: Im SPIEGEL (21/83, im Internet greifbar) wurde H. Jahre später einmal gebracht, weil er seinen einjährigen Sohn als Wehrdienstverweigerer hatte registrieren lassen. (Dieser David Moritz Paul H., der sich als Anwalt ebenfalls auf das Beamtenrecht warf, sollte übrigens später den zeitweiligen Frankfurter Oberbürgermeister Peter Feldmann vertreten und sich mit ihm wegen Ho-

noraren streiten.) The Small World!

Um die Eindrücke von damals abzurunden: Wenig ruhmreich endete auch mein einziger Ausflug in den besagten *Rainbow-Club* hinter der Cambrai-Fritsch-Kaserne. Er war nicht für „Enlisted Men“ (EM), die Mannschaften, sondern für NCOs, Unteroffiziere, eingerichtet worden und für mich, damals nicht absehbar, ein Vorgeschmack dessen, was einen später als Soldat auf Truppenübungsplätzen auch der Amerikaner erwarten sollte. Hatte mich mein Klassenkamerad von Obertertia bis Unterprima, Eckhard Kiesow (1945-2019, aus seiner Heimatstadt Hamburg zu seinem Onkel nach Darmstadt geschickt), noch durch die Eingangskontrolle gelotst, sah ich mich plötzlich genötigt, zu verschwinden. Man geleitete mich wortlos zu einem Panikausgang gleich neben unserem Tisch, der wie in einem Kino, verborgen hinter einem Vorhang, direkt zu der von der Heidelberger Straße hochführenden Panzerstraße führ-



Kein Zutritt für kleine Jungs: Im Officer's Club, April 1948 in Darmstadt

te. Interessant war aber zuvor, dass beispielsweise auch Beatles-Titel gespielt wurden, von einer Band aus Oberhessen wohl: Live hatte ich diese Musik („Das müssen wir auch können!“) noch nie gehört. Beatles waren nach damaliger Definition typische *Beatmusik*. Erstaunlich, dass das hier geboten wurde. Denn nach Mike Martin waren bei der US Army die Musikstile nach den Dienstgradgruppen „ausdifferenziert“, wie das heute heißt: Bei den EM gab es „schwarzen Soul“ (man erinnere sich an den Begriff *Race Records* in den Staaten und das Erfolgsrezept Elvis Presleys, dass er als Weißer „so“ singen konnte!), für die Unteroffiziere lief Countrymusik: „I shot a man in Reno just to watch him die“, das heißt Johnny Cash, aber auch andere bis hin zu Rock. Die Beatles, so Mike Martin, der zahllose Verträge mit den „Special Services“ hinsichtlich seiner Auftritte ausgehandelt hat, seien an sich kein Thema gewesen. Damals in Darmstadt kamen sie aber gleichwohl, ganz frisch. Mit am Tisch

saß Ralf Bergoint aus der LuO, der allerdings abgegangen war und geheiratet hatte. Seine Frau hatte er dabei und ich habe mich gefragt, ob ihm diese abiturlose Existenz auf Dauer genügen werde. Wie Eckhard erzählte, fuhr er nachts gerne auf Landstraßen links – welcher Kick sich mir allerdings überhaupt nicht vermittelte. Da doch vielleicht lieber morgen wieder in die Schule, noch viele Hürden bis zum Horizont vor Augen? Meine Klassenkameradin Susanne Kiene meinte dieser Tage, er sei „angeblich mit Ende 20 an Drogen gestorben. Nicht klären konnte ich, ob er mit einem Rolf Bergoint, der zunächst zwei Klassen über uns auf dem LGG gewesen war, dann vielleicht übergewechselt war, identisch ist: und lediglich der Name verdruckt.

Um 1966/67, genau in dem „Zeitfenster“ des Ereignisses, an das wir eigentlich erinnern wollen, weil es nirgendwo sonst verzeichnet ist, tauchte schließlich Alfred Haag aus Trier in Darmstadt auf und nahm eine prägende Rolle in

der hiesigen Jugendwelt ein. Gerhard Krämer, der regelmäßig in dessen erster Lokalität Gast war, erzählte viel von ihm, den ich selbst nie zu Gesicht bekommen habe. In die Situation noch bescheidener Ausgeh-Angebote hinein richtete er die erste Diskothek ein (Begriff im Grunde missverständlich, an sich bezeichnet dieser nur eine Plattensammlung) Dieses *Smuggler's Inn* fand im Keller unter dem „Seifen-Schmitt“ in der (erhöht verlaufenden) Kirchstraße seinen Platz. Haag entstammte einer angesehenen Hoteliersfamilie, hatte nach seiner Ausbildung im Hotel Weinmichel hier, ja einer ersten Adresse, erst einmal Seereisen unternommen und jedenfalls der Legende nach unterwegs eine Seemannskneipe *Smuggler's Inn* in einem Hotel in Durban am Indischen Ozean entdeckt. Er wurde in Darmstadt dann zum Unternehmer mit weiteren Etablissements, die in den folgenden Jahren entstanden. (Zur Genese auch bei uns aufschlussreich und im Internet aufrufbar:

Helmut Sauer, Lothar Ringle, „Smuggler's Inn in Dudweiler 1966-1976“). Haag hatte offenbar den richtigen Riecher gehabt: In diese auf flottere junge Leute zielende neuartige Stätte, zugänglich von der (ansonsten geschäftlich toten) Holzstraße, verlagerte sich spontan ein Großteil der Jugendszene in Darmstadt. So verloren die Eigeninitiativen von Hanno Karp und Tillmann Brunner unverhofft ihre monopolartige Stellung. Und letzterer, wie wir vorausschicken, leider sein Leben: Er hat das Aufblühen der Jugendkultur im Gefolge der Beatles und der anderen Bands, die eine neue Lockerheit in der Lebensauffassung vermittelten, nicht mehr erlebt. Fast ein Jahrzehnt später, 1975, übernahmen dann im mittlerweile expandierten darmstädtischen „Jugendkosmos“ Peter Gleichauf (1941-2008) und Tilman Wenger (1945-2004) „die (Goldene) Krone“ und führten die Jugendszene hier in neue Dimensionen. Die *Krone* war in der Folge lange im gesamten Rhein-Main-Gebiet

berühmt, hatte sich, wie man sich selbst nannte, als „Multimediahaus“ im bis zuletzt als gutbürgerliche Gaststätte genutzten, von den Bomben der Brandnacht wunderbar verschont gebliebenen großen Altstadtthaus „aufgestellt“. Sowohl in der Saalbaustraße, wo sich Hannos Keller befand, als auch am Platz des „Ur-Smuggler's“ könnte man übrigens, wie über dem (für U-Bahntechnik leider abgerissenen!) *Cavern Club* in Liverpool, Tafeln anbringen: „Where it all began.“ Wobei es in Liverpool wie folgt weiter ging: „The Beatles played here 292 times“.

Aber zurück: In den Jahren 1966/67, als das *Smuggler's* öffnete, kannten sich aus dem (ja bereits 1959/60 gegründeten) Hanno-Keller längst der Elektromechaniker Peter Hille, besagter Spitzname: *die Maus*, Jahrgang 1940 und der ein Jahr jüngere Tillmann Brunner. Vor allem *beim Hanno* hatten sie sich regelmäßig getroffen, nahmen später sogar eine gemeinsame Wohnung in der Hoffmannstraße. Hille, kurz vor dem Mauerbau aus Leipzig abgehauen, hatte als „Reisekader“ eines dortigen Betriebes die Vorzüge der *NSW*, der „nichtsozialistischen Wirtschaft“, studieren kön-



nen. Kurz entschlossen wechselte er in Berlin die Seiten: „Das ging ganz einfach, man durfte in der S-Bahn nur nicht gerade zwei Koffer dabei haben, dann wurde man aus dem Zug geholt.“ In der Freiheit angekommen, entdeckte Hille, der „mit Autos zuvor nicht viel am Hut hatte“, vor allem englische Wagen. In

kleineren Versionen (Midget, Sprite usw.) waren diese übrigens im Darmstadt der Nachkriegszeit omnipräsent, da die amerikanischen Soldaten sie gerne fuhren: attraktiv und mit dem starken Dollar nur knapp 20% teurer als ein VW.

Wie auch immer, steckte die *Maus* Tillmann Brunner, wo nicht mit dem Auto-Virus überhaupt (Hille: „Ich hatte 88 Autos, davon gut 60 Engländer“), so aber wohl mit der Vision an, dass Roadster Fahrfreude brächten. Davon allerdings vielleicht zu viel, denn Hille heute weiter: „Till fuhr immer zu schnell, ich habe



Dank an *Maus* und *Nuss*, die beiden Mitstreiter Tills in bewegten Zeiten. In ihrer Wohnung hängt dieses Portrait.

mir das bald abgewöhnt, wurde mir zu teuer!“ Brunner steuerte zuletzt sogar einen Sechszylinder (der ersten Serie des Austin Healey 3000, wie mir der Kenner Wolfgang Peters, Jg. 1940, am Telefon verriet). Horst Blechschmidt heute: „Till Brunner hat mir sogar einmal sein Auto geliehen, wir haben uns bald täglich getroffen.“ Viel habe ich nicht herausfinden können, was Brunner über seine Rolle bei den *Gichtbrüdern* mit ihren Partys hinaus charakterisierte: Immerhin war er schon, obwohl noch vor seinem Studienabschluss stehend, tüch-



Ein Austin Healey 3000 – der Wagen, den Till Brunner gefahren hat, hier in der Weiterentwicklung Mark II, anderer Kühlergrill mit senkrechten Stäben.

tigerweise in der Lage, wie ein „Bauingenieur mit Abschluss“ Pläne für ein Vorhaben von Peters zu zeichnen. Eher zurückhaltend Marion Kreickenbaum heute: „Till stach nicht irgendwie heraus, die *Nuss* und ich sahen ihn nur als lieben, netten, goldigen Kerl.“ Genauerer Aufschluss erhielt ich aber bei Horst Blechschmidt über die Rolle, die Brunner damals im Jugendumfeld spielte: „Ich habe Till oft getroffen. Wenn er in einen Raum kam, ging die Sonne auf. Er strahlte immer, war freundlich, hat sich mit niemandem gestritten. Deswe-

gen war er so beliebt. Wenn er beim Tanztraining beim *Bäulke* den Saal betreten hat, hat er die anderen, wie ein Komet seinen Schweif, nachgezogen, und wie!“ Wolfgang Peters kann sich nicht mehr erinnern, ob der Austin Healey rot oder grün war. Aber auch nach 58 Jahren sprudelt es förmlich aus ihm (Jahrgang 1940) heraus: Brunner habe von Autos eigentlich nichts verstanden. Ähnlich schon zuvor *die Maus*: „Das Auto ist schlecht angesprungen; da haben wir einfach eine stärkere Batterie eingebaut.“ Mit dieser simplen Abhilfe nahm das Unheil

indessen seinen Anfang. Die größere Batterie organisierte man bei Karl Pulch (dessen Tochter Edeltraud, verwitwete Möller, heute noch im elterlichen Anwesen wohnt), der hinten auf dem Oberfeld einen Auto-Transportbetrieb mit Lastwagen – und daher auch die entsprechenden Batterien – hatte. Dort stiegen übrigens, woran sich Marion Kreickenbaum erinnert, auch Partys. Handfester aber rückblickend Peter Hille: „Wir bekamen eine Lkw-Batterie, die gerade noch ging ... Die haben wir mit Holz verkeilt, sie saß aber nicht richtig in der Halterung im Kofferraum.“ Wovor damals auch Wolfgang Peters gewarnt hatte, dass das bei einem Unfall nicht gutgehen könne, geschah dann wirklich: Mit Till Brunner, der zuvor noch obenhin gemeint hatte, ihm passiere schon nichts, verglühte buchstäblich ein Stern der damaligen Jugendszene in Darmstadt. Anfang März 2025 erinnerte sich Peters weiter: „Irgendwie hatten manche von den jungen Darmstädtern, die da an die

Sehring-Grube kamen, wohl eine Art Todessehnsucht, waren teilweise auch bekifft. Sie sprangen zum Beispiel von den hohen Förderbändern ins Wasser.“ Till Brunner fuhr demgegenüber „nur“ zu gerne zu schnell Auto.

Er war mir erstmals wohl im Jahre 1964 aufgefallen – da war er 23 Jahre alt, ich sechs Jahre jünger – und zwar aufgrund eines auffällig lackierten Autos, eines Vorkriegs-*Oldtimers*, meist noch *Schnauferl* genannt, eines Dixie (wie sie BMW in Lizenz von Austin gebaut hatte): Wohl violett mit weißen Punkten. Das Auto stand im Grünen Weg zwischen Mathildenstraße und Herdweg, zwei oder drei junge Männer darum herum, und die Situation erklärte sich mir irgendwie nicht: Werbung schien hier jedenfalls keine gemacht zu werden. Peter Hille erinnert sich nicht an den Wagen, so werden wir nicht mehr erfahren, was der Grund für den auffälligen Auftritt war. Den Fahrer kannte ich nicht, der ja deutlich älter war als ich Untersekundaner. Spä-

ter klärte mich mein DSW-Kamerad Edgar Jung (1946-2021) auf, in dessen Schloserei im Familienbesitz in der Wienerstraße ich viel arbeiten ließ (und auch selbst werkeln durfte). Er kannte Brunner aus der Darmstädter Party-Szene näher. Aus dem, was er andeutete, schloss ich, dass er dort durchaus eine Art grauer Eminenz war. Kameradschaftlich, wie Edgar war, gab er mir im Sommer 1964 einen „heißen Tipp“: Till Brunner veranstalte in einem der Schrebergärten vor der Gichtmauer regelmäßig „angesagte“ Gartenfeste, man nenne sich die *Gichtbrüder*. Das war an mir bravem LGGler bisher vorbeigegangen. Das musste ich mir unbedingt ansehen und mein NSU-Fahrrad trug mich dorthin. Ich sehe mich noch den Grünen Weg hinunterrollen zu meiner Mission. Angetan war ich mit einer von meiner Mutter selbst genähten, damals aktuellen Jacke aus Feincord mit Stehkragen, natürlich schwarz: Ich wollte ja auch *in* sein... Was würde mich dort erwarten? Wie

Darsteller in einem Jugendfilm fand ich alle meines Alters aus Darmstadt vor, die chic, hübsch und/oder wohlhabend waren. Oder solche Eltern hatten.

Bei meinem Eintreffen erkannte ich gleich Marion Erdmann, wie sie noch hieß, sowie Sabine Schildt, die Cousine meines Klassenkameraden Siegfried Schulze (1947 – 2024). Ich meine, auch besagte Regina gesehen zu haben. Edgar Jung nahm mich fürsorglich in Empfang. Till Brunner musterte mich beiläufig und als ein Freund von Edgar durfte ich bleiben. Ich erinnere mich sonst nicht mehr an viel, hatte nur nach einer Weile gleich zwei junge Damen an den Schultern umfasst, für mich damals höchst mutig.

Das alles war aber nicht wirklich meine Welt und so blieb es mein einziger Auftritt bei den *Gichtbrüdern*: In diese Partywelt strebte ich doch nicht und mir ging es wie dem Pädagogikprofessor Ludwig Fertig (geb. 1937) von der THD, Fotofreund vom Fotoclub Darmstadt. Er bemerk-

te einmal mir gegenüber: „So wie die jungen Leute heute jeden Abend unterwegs sind, das hätte ich nicht gekonnt, da hätte ich schon das Abitur gar nicht geschafft!“ Und regelmäßig zu jobben, um flüssiger zu sein, wie beispielsweise Bernd Bauer, den ich als kurzzeitigen Werk-Schüler in der Drogerie Schäfer als Fahrer eines DKW-Schnelllasters erlebt hatte, kam deswegen ebenfalls nicht infrage. Er und der älteste der Brüder, Ulli, sind schon tot. Thomas, der mit mir Jura in Frankfurt studierte, ging in die USA. Für mich galt demgegenüber eher, was mein Kleinkünstler-Freund Christof Stählin (1942-2015) später so gefasst hat: „Dabeisein, aber nicht dazugehör'n – das hab'n wir gerne!“.

Was geschah nun aber am 1. Juli 1967? Wie zuvor schon vielfach, waren ungefähr 15 Leutchen von Darmstadt aus zum Langener Waldsee gefahren, hatten dort den Tag bis in den Abend verbracht, um, wie ich erst nach Hilfe durch Dr. Peter Engels vom

Stadtarchiv Darmstadt Mitte März 2025 erfahren habe, den Abschied eines Freundes zu feiern, der zur Bundeswehr musste. Ab vielleicht 23:30 Uhr rollten die Autos dann hintereinander über die Schneisen in Richtung Darmstadt zurück. Till Brunner fuhr flott, so Peter Hille („Er war schneller als 60!“): fatalerweise viel zu flott. Das erinnert an eine Verszeile des erfolgreichsten Sommerhits aller Zeiten, auch wenn er erst drei Jahre später herauskam: „Speed along the lane, do a ton or a ton and 25“. Was die englische Band *Mungo Jerry* da hinwirft, nämlich 160 km/h oder gar 200 zu fahren, hatte Brunner drei Jahre zuvor leider schon vorweggenommen, es zumindest angesteuert. Und erkannte nach dem Darmstädter Echo fatalerweise eine Kurve zur Aschaffenburg-Schneise zu spät, kam ins Schleudern und sein Wagen schlug um. In der FAZ vom 3. 7. 1967 liest sich das auf S. 14 so: „In einem Sportwagen, der sich in einer Kurve der Mitteldicker Allee in Langen überschlagen hat-

te und in Flammen aufgegangen war, sind in der Nacht zum Sonntag der 25 Jahre alte Statiker Tillmann Brun-

ner und die sechzehnjährige Schülerin Karola Herr, beide aus Darmstadt, ums Leben gekommen.



Die Unfallstelle im Langener Wald. Links oben ist der Waldsee angeschnitten, rechts unten Langen; Messtischblatt von 1970.

Nach Ansicht der Polizei hat Brunner die Kurve zu spät gesehen und das Steuer zu scharf herumgerissen. Dabei kippte der Wagen um und begrub die beiden Insassen unter sich. Trotz aller Bemühungen gelang es der Langener Feuerwehr nicht mehr rechtzeitig, die jungen Leute aus dem brennenden Autowrack zu befreien.“

Peter Hille widerspricht rückblickend den Bedenken von Dr. Uli Vorbach, der selbst mehrere solcher Austin Healey gefahren hatte: Nein, an der Hinterachse, die bei höheren Geschwindigkeiten bekanntermaßen Probleme bereitet habe, könne es nicht gelegen haben. Zu dem fatalen weiteren Verlauf heute Wolfgang Peters: „Der Scheibenrahmen war ja nur mit zwei Achterschrauben befestigt, der hielt nichts. Das Auto lag auf den Türen [wohl eher: dem Heck und der Fronthau-
be] auf und die lose Batterie schlug den Tankstutzen weg: Die restlichen ca. 20 Liter Benzin wurden durch die Funken der auf den Heckdeckel auf-

schlagenden Batterie entzündet.“ Er weiter: „Ich machte mir damals Vorwürfe, nicht schneller hingefahren zu sein, hatte den Feuerschein vom Ufer aus gesehen.“ Mehr als makaber: „Wenn die anderen den Wagen in den Graben geschoben hätten, wären die beiden nach unten rausgekommen. Als ich hinkam, konnte man wegen der Hitze nicht mehr näher als 20 Meter herangehen.“ Makabere Conclusio: Wer bisher gerätselt haben sollte, weswegen locker sitzende Autobatterien von der Technischen Überwachung gnadenlos beanstandet werden, bekommt hier Aufschluss.

Eine Koinzidenz, die nach 58 Jahren gänzlich unerwartet zutage trat: Eines unserer Mitglieder war damals an der Unfallstelle. Ich dagegen diente noch in Homberg an der Efze und war schockiert, ahnte aber, um wen es gehen könnte, als mir der Gefreite vom Dienst Klingelmeyer den Bericht in seiner BILD vorlegte: „Du bist doch aus Darmstadt.“

Werner Kahrhof hatte seinen Wehrdienst aber gerade schon hinter sich, als es an diesem Samstagabend bei seinem Vater Ludwig anrief: „Die Polizei telefonierte in solchen Fällen immer herum und es fuhr derjenige Bestatter aus dem betreffenden Ort hin, der gerade konnte. Tote dürfen ja nur in Leichenwagen befördert werden.“ Werner Kahrhof hat, wie er sagte, schon ab 14 Jahren bei Einsargungen mitgeholfen. Inzwischen über 20, war er seinerzeit, wie er meinte, schon einiges gewohnt, aber der Gedanke an die zur Unkenntlichkeit verbrannten jungen Leute lässt ihn noch heute erschauern.

Wer war die zweite Person? Carola Herr, damals 16, Schülerin und nach einem Zeitzeugen ein „bisschen ausgeflipptes Girl.“ Nach Einschätzungen Anderer stimmte das wiederum nicht, attraktiv sei sie aber gewesen, so Mitschüler Rolf Werner von der GBS, die damals noch wenige Mädchen in den früher reinen Jungenklassen hatte. Nur habe sie für ihn als „nur“ Gleichaltrigen kein Auge

gehabt. Das passt: Tillmann Brunner war jggleich neun Jahre älter. Sie waren nach meinen Informationen noch nicht lange befreundet gewesen. Ihr Vater Rudolf war, so das Adressbuch damals, Sozialpädagoge und Psychologe. Carola wohnte, so Peter Hille, der ja Augenzeuge des Brandes war, „unten am Woog, das wusste ich.“ Er instruierte dann auch die Polizei, die den Eltern des jungen Mädchens die entsetzliche Botschaft überbringen musste.

Unser Mitglied und mittlerweile Senioren-Bandleader Mike Martin meinte zwar, der Song „When We Where the New Boys“ sei für sein mittlerweile gewähltes „Zeitfenster“ des Musikmachens zu jung, aber manches von dessen *Lyrics* treffe es. Was sang Roddy-Boy Stewart da 1998, wenn auch erst weitere 31 Jahre später? „All these friends have long since gone/Blown and shattered like autumn leaves/Some are lawyers and some are thieves/Some are now behind the sun.../I learned my lesson and I learned it well – and we never would grow old.“

Auch Marcel Proust wollen wir schließlich unsere Reverenz erweisen: Durch die Recherche bei den Zeitzeugen habe ich tatsächlich die *Verlorene Zeit* wiedergefunden – und festgestellt, dass auch in Darmstadt „manchen das Alter besser steht als die Jugend“, wie auf „getabstract“ im Netz aus den Schlusska-

piteln hervorgehoben: Proust niedrigschwellig! Ein Beispiel für diese Erkenntnis ist Gilbert Bishop auf seiner dort zu findenden Autogrammkarte und auch *die Nuss* Hannele Hille, „live and lively“ wie nie. May You stay forever young! (Robert Zimmerman alias Bob Dylan, 1974.)

WM



Die Darmstädter Kindheit des Theologen Georg Schlosser

Rodeln in der Magdalenenstraße

Wer ein wenig in den Annalen des Blauen Heftes stöbert, stößt bald auf die Kindheitserinnerungen von Louis Ewald (Sohn), die als regelrechter Fortsetzungsroman uns Leserinnen und Lesern in zehn Heftfolgen einen illustren Einblick in die „Nach-Datierich-Zeit“ von Darmstadt im mittleren 19. Jahrhundert erlaubten.

Heute stellen wir einen Zeitgenossen, ja sogar engen Schulfreund von Louis Ewald vor, den später in der Diakonie

wirkmächtigen Theologen Georg Schlosser (1846-1925). Aus kleinen sozialen Verhältnissen stammend, war ihm die Karriere nicht in die Wiege gelegt. Geboren ins Handwerkermilieu der östlichen Vorstadt, suchte er in seiner Schulzeit sozialen und emotionalen Anschluss an den Kreis um Louis Ewald. Wir stützen uns auf Schlossers Memoiren¹, die seine Nach-

¹ Schlosser, Georg: Lebenserinnerungen, Mit Unterstützung der Familie herausgegeben von Ludwig Petry, Darmstadt 1975

fahren posthum um 1975 mit umfangreichem Anmerkungsapparat herausgegeben haben; dabei picken wir uns die für Darmstadt interessanten Abschnitte heraus und legen den Schwerpunkt auf drei Erlebniskreise:

- das Bild der Residenzstadt vor der Reichseinigung, beobachtet aus „Heinerbubenperspektive“ mit dem alltäglichen Treiben rund um den Ballonplatz;
- Schlossers christliche Erziehung im Umfeld religiöser Erweckungsbewegungen in Darmstadt;
- Schlossers Schullaufbahn, die im Freundschaftsbund am Gymnasium ihre geistige und sittliche Vollenendung fand.

Wir lassen Schlossers Memoiren für sich sprechen und fügen nur gelegentlich Hinweise ein, die den größeren Zusammenhang der Textabschnitte herstellen, aber auch manche Deutung vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte ermöglichen sollen.



wikipedia/commons/a/a5/Georg_Schlosser.

Haus und Hof

Georg Schlosser wuchs in der Magdalenenstraße 8 auf, einer nur vorübergehend vornehmen Wohngegend, wie er beobachtet: Der Alltag verläuft nach alten Regeln und Sitten, eher noch biedermeierlich-restaurativ und kaum von den anderswo in deutschen Ländern um sich greifenden sozialen Umwälzungen berührt.

Im 18. Jahrhundert hatten sich in der neu angelegten Vorstadt außerhalb der Stadtmauer Adel und höhere Beamten angesiedelt. Nach Süden mündete die Straße in einen geräumigen

gen Platz, auf dem der Hof Ball zu spielen pflegte und der danach Ballonplatz hieß. Vornehm war auch die ganze Bauart der Häuser. Alle waren in einheitlichem Stil erbaut, zweistöckig, mit rundbogigem Renaissancegiebel nach der Straße, in offener Bauweise, so daß zwischen

je zwei Häusern ein geräumiger Hof lag. Zu meiner Zeit waren die vornehmen Leute längst nach der westlichen neuen Vorstadt übergesiedelt. In der alten Vorstadt hausten Handwerker und Ackerbürger. Nur am Ballonplatz hielten sich noch einige Reste der alten Herrlichkeit. [...]

ULB Sp_Dat866: Plan der Haupt- und Residenzstadt Darmstadt



Ausschnitt aus dem Stadtplan von 1866. Die Magdalenenstraße heißt hier noch Große Arheilger Straße. Das Schlossersche Haus ist hervorgehoben. Gut zu erkennen sind die Kasernen sowie die im Text erwähnten Häuser am Ballonplatz mit den Hofdurchfahrten. Das Sporentor schließt sich links oben (am heutigen Kantplatz) an (auch das Achteckige Haus ist zu entdecken).

Der Ballonplatz war mit schönen rotblühenden Kastanien umsäumt. Unter ihrem Schatten stand ein Brunnchen, dessen Wasser für das beste in der ganzen Umgebung galt. Wie manchen Gang habe ich mit unserem großen graublauen Steingutkrug gemacht, um von da das Labsal zu holen. Wir hatten ja eine Pumpe in unserem Hof, aber das Grundwasser, das sie gab, war hart und wenig wohl-schmeckend. Der Brunnen aber war ein „Röhrbrunnen“, und sein Wasser kam von draußen aus Quellen in [den] Waldbergen, und aus seiner Brunnenstube, in den Waldwiesen unter alten Eichen gelegen, den „Dreibrunnen“ (sie spielen auch im „Datterich“ eine Rolle), holte der Storch die kleinen Kinder, was uns mit tiefer Ehrfurcht erfüllte.

Die Straße war von einer für damalige Verhältnisse ganz ungewöhnlichen und selbst jetzt noch ganz stattlichen Breite. Sie lief von Süden nach Norden in sanfter Neigung, was natürlich im Winter, wenn Schnee lag – und meine Erinnerung spiegelt mir vor, als ob das da-

mals viel länger und häufiger der Fall gewesen sei als heute –, unseren Schlittenfahrten sehr zugute kam. Nach Norden zu war sie, wie damals noch die Stadt nach allen Seiten, mit einem hohen eisernen Gitter und Toren abgeschlossen. Diese Tore sowie das Schloss, das Pa-



Hausbesitzer in Nr. 8 waren Schlossers Großeltern mütterlicherseits, das Ehepaar Scheerer.

lais der Prinzen und die Regierungsgebäude zu bewachen, war damals eine Hauptaufgabe des hessischen Heeres. Auch an unserem Sportort stand ein Posten. In einem kleinen Häuschen, das auf der linken Seite die Straße abschloss, lag das Wachkommando, dessen Tun und Treiben, Herausrufen, Ab-

lösung usw. Gegenstand unserer höchsten Teilnahme war. Bei gutem Wetter saßen die Soldaten meistens auf Bänken vor dem Häuschen, dessen Dach nach der Straße weit überhing, rauchend, lesend, schwatzend. In der Straße selbst lag die „Alte Kaserne“. Mit ihren beiden ganz im Stil der Straße gehaltenen Giebeln war sie verständnisvoll ihrer Umgebung angepaßt. Diese Kaserne und ihr Grundstück begrenzte unser Haus nach der Nordseite. Da die Fenster auf unseren Hof führten, so gehörte diese ganze militärische Atmosphäre – denn die Gerüche von Lederzeug, von dem nahrhaften Essen, das sich die Soldaten in ihren steinguternen Kämpchen holten, bekamen wir da zeitweilig aus erster Hand – zu meinen frühesten Jugendeindrücken.

In unseren Hof führte von der Straße ein mächtiges rundbogiges Tor, das sich in zwei breit ausladenden Flügeln öffnete. Dies schwere Tor regieren zu können, wenn Wagen ein- oder ausfahren, was sehr häufig der Fall war, gehörte zu meinem höchsten Ehrgeiz. Ver-

boten war, sich darauf zu stellen und mit ihm hin- und herzuleiern. Natürlich tat man es doch immer wieder. Daneben war für den gewöhnlichen Verkehr eine ebenfalls rundbogige Pforte. Vom Hof aus kam man, wenn man das Haus betrat, zunächst in eine schon innerhalb des Hauses gelegene Vorhalle, von der aus man auf der einen Seite zum Keller gelangte, während auf der anderen eine steinerne Treppe in das Erdgeschoß führte. Ich sehe immer noch auf diesem Vorplatz die großen Waschbüten stehen, darüber ein Sack aus grobem Zeug gespannt, auf dem Holzasche ausgebreitet war. Durch Übergießen mit Regenwasser wurde daraus die Lauge „getröppelt“, deren Herstellung die wichtigste Vorbedingung für die „große Wäsch“ war. Im Erdgeschoß wohnten meine Großeltern mütterlicherseits. In besonderer Erinnerung ist mir die große, geräumige, etwas düstere Küche mit dem mächtigen Herd und dem gewaltigen Rauchfang darüber, in dem im Winter köstliche Schinken und Würste hingen. Daneben die „Holzstubb“, in

der feineres Holz, Fournier usw., aufbewahrt wurde, und die mit ihrem Dämmerlicht, ihren dunklen, zum Verstecken einladenden Ecken auch immer eine geheimnisvolle Anziehungskraft ausübte.

Illustre Hausgemeinschaft

Auf einer gewundenen Treppe ging es dann in den ersten

Stock, wo wir wohnten, d. h. nicht allein. Gleich an der Treppe führte eine Tür nach zwei Zimmern, in der die alte „Bierachen“, eine Gendarmenwitwe, mit ihrer Tochter Elise wohnte. Wir hatten drei Zimmer: ein Schlafzimmer, die „gut Stubb“ und das dazwischen ohne eigenen Ausgang liegende Wohnzimmer. Die beiden kleinen Küchen lagen nebenein-



Stich von E. A. Schnittpahn, 1846; Quelle: LAGIS Hessen

Das untere Ende von Georg Schlossers Kinderwelt: Das Sporentor (damalige Schreibung *Spohrer Tor*) mit der darauf zulaufenden Magdalenenstraße. Das Haus der Familie liegt auf der linken Straßenseite etwa 100 m diesseits vom Betrachter. Ob der Knabe im Bild wohl *Schorsch* gerufen wird?

ander. Im Dachstock hauste ein Lehrer Graf mit Frau und zwei Kindern und in einem hinteren Stübchen eine alte Näherin, die Salome, die Schwester des erst viel später in mein Leben eingetretenen Onkels Kalbfleisch. Darüber hinaus ging es in die in dem hohen Dachraum gelegenen Böden, die mit ihrem Gerümpel auch eine unerschöpfliche Quelle des Interesses waren.

Holzhandel – Stellmacherei

Ehe ich in der Beschreibung des Hauses fortfahre, muß ich erwähnen, daß mein Großvater Wagner und ein sehr angesehener Handwerker war, der namentlich sehr viel für das Militär zu liefern hatte, besonders auch die großen Pontonwagen für die Pioniere. Das gab denn dem ganzen Hause das Gepräge. Der Hof lag voll herrlicher mächtiger Eichen- und Buchenstämme, die hoch an der Kasernenwand aufgespeichert waren – ein auserlesenes Kletterfeld für uns Buben. Daran schloß sich ein großer offener Schuppen, der „Holzschop-

pen“, in dem die geschnittenen Dielen aufgespeichert wurden. Nach hinten wurde der Hof durch einen Querbau abgeschlossen, der auf der Südseite durch einen Zwischenbau mit dem Vorderhaus verbunden war. In diesem Querbau befand sich vor allem die geräumige Wagnerwerkstätte, daneben und darüber kleine Wohnungen. Durch einen engen Durchgang [...] gelangte man in den Garten, der bis an die alte Stadtmauer führte. Diese haushohe Mauer öffnete sich nach unserem Grundstück in schön geschwungenem Rundbogen. Der Garten war nur zum Teil zum Bepflanzen angelegt. Etwa die Hälfte nahm der zum Bleichen unentbehrliche Rasenplatz ein, und rechts und links standen an der Stadtmauer noch zwei kleine Häuschen, das eine die alte Waschküche, die aber mehr als Holzplatz benutzt wurde, und ein anderes, das auch noch zwei kleine Wohnungen enthielt. Alles in allem eine wundervolle Welt für sich. Was für eine Menge Menschen wohnten in dem Haus, außer den Großeltern noch 9 bis 10

Mietsparteien. Und zwar lauter kleine Leute, deren Tun und Treiben mich aufs höchste interessierte. Darunter auch nicht wenige Originale. Kein Wunder, wenn ich mein Leben lang eine besondere Vorliebe für Kleine Leute gehabt habe. [...]

Es wurde in der großen Werkstätte immer mit zwei bis drei Gesellen gearbeitet. Allerdings hatte [der Großvater] an seiner Frau eine vortreffliche Stütze. Sie führte die Bücher, schrieb die Rechnungen und trieb sie auch ein. Da er schon in meinem 4. Lebensjahr starb, habe ich keinen klaren Eindruck von seinem Wesen. [...]

Von dem Großvater habe ich nur eine einzige persönliche Erinnerung. Ich sehe mich in einem der kleinen Kiefernwäldchen, die auf dem Weg nach Arheilgen zu lagen, Tannäpfel suchen. Draußen auf dem sandigen, von der Sonne hell beschienenen Weg steht der Großvater und wartet, die Hände über seinem Stock gekreuzt, und ruft mich. Dunkel ist es mir wohl noch so, als sähe ich ihn in seinem stattlichen Radmantel von blauem Tuch, wie man sie

damals trug, mit den messingenen Löwenköpfen und dem daran hängenden Kettchen von den Übungen der Bürgerwehr, die im Jahre 1848 gebildet wurde, heimkehren. [...]

Ans Messer geliefert

Es war natürlich eine große Staatsaktion, die das ganze Haus in Bewegung setzte. Sie ging im Hof vor der Werkstätte und in der Waschküche vor sich. Ich saß in der Werkstätte auf der Hobelbank und sah von da aus zu, wie das fette Schweinchen sich mächtig gegen das ihm zugedachte Schicksal wehrte und hörte mit einem Gemisch von Freude und Grausen die schrillen Töne seines Wehgeschreis. Meinen Anteil erhielt ich in Gestalt der Gurgel, der eben noch dies Geschrei entströmt war. Sie war aber schön getrocknet, im Kreis zusammengebogen und mit Erbsen gefüllt, so daß ich damit ein schönes Rasselgeräusch vollführen konnte. Es ist mir aber doch noch immer so, als ob hinter dem allen das gütige Gesicht des Großvaters gestanden habe. [...]

Meine Großmutter hat mir öfter erzählt, wie sie in ihrer Jugend auf dem Markt Nägel verkauft habe. Da seien 1813 die Kosaken nach Darmstadt gekommen und hätten auch bei ihr gekauft, zugleich aber ihre Unschlittlicher weggenommen und aufgeessen.

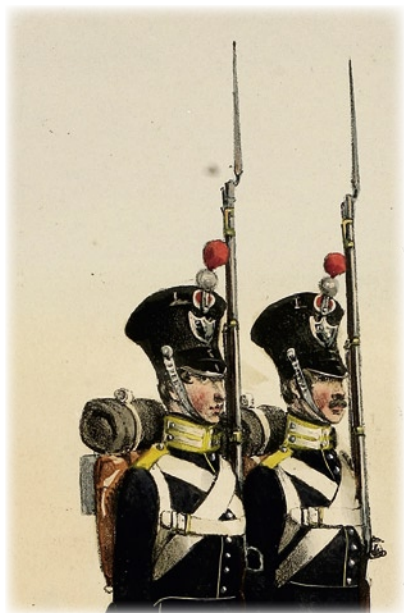
Schmucke Uniformen

Sanft ironisch hat Schlosser weiter oben von der „Haupt-

aufgabe“ des Hessischen Militärs geschrieben: Stadttore bewachen und Bodyguard sein für die Hohen Herrschaften. Der Parade- und Uniformverliebte Großherzog ergriff dann doch eine kühne strategische Maßnahme, die eine größere Umzugs-Rochade in der Schlosserschen Verwandtschaft zur Folge hatte:

Das Jahr 1858 brachte in die stille Residenzstadt Darmstadt eine aufregende Umwälzung. Das großherzogliche hessische Militär hatte vier Infanterieregimenter, die nach den Farben ihrer Kragen und Aufschläge die Roten, Weißen, Blauen und Gelben hießen. Seit alters garnisonierten die Roten und die Weißen in Darmstadt in der uns benachbarten Kaserne. Die beiden anderen Regimenter waren in Gießen, Friedberg und Offenbach, in Mainz und Worms verteilt. Mit einem Male wurde ein großer Tausch angeordnet, ob zu dem Zweck, den kriegerischen Geist vor dem Einschlafen zu bewahren oder zu welchem anderem Grund, weiß ich nicht mehr. Die Roten und Weißen wurden aus der Residenz ver-

Erkert, Das Deutsche Bundesheer, 10. Heft, München 1843



Die gelben Kerle kommen: .Hessische Infanteriesoldaten um 1840

bannt und die Blauen und Gelben zogen ein. So kam der Onkel Kalbfleisch nach Worms und später nach Friedberg, Und Onkel Jakob Schlosser nach Offenbach, dann nach Gießen und von da nach Mainz.

Weihnachten mit Lehrer-Lempel-Effekt

[Unsere Wohnung] umfaßte drei Stuben und eine kleine Küche. Zwei Stuben mit je zwei Fenstern lagen nach der Straße zu, ein kleines, hinteres Zimmer an der Seite der Schützchen Hofreite hatte nur kleinere Oberlichtfenster. Das letztere war in meiner Kindheit das gemeinsame Schlafzimmer. Als ich größer wurde, räumten die Eltern es mir ein und verlegten ihr Schlafzimmer in das Wohnzimmer. Später mieteten sie noch ein gemütliches Dachstübchen für mich und siedelten selbst wieder in ihr Schlafzimmer über, eine große Verbesserung, da sie es vorher recht eng gehabt hatten. Denn das dritte Zimmer, „die gut' Stube“, zum Wohnen zu benutzen, blieb doch ganz außer

Frage. War sie doch mit ihren blendend weißen Dielen, ihren schönen, sehr sorgfältig gehaltenen Möbeln der ganze Stolz meiner Mutter. Nur an Festtagen, wenn Besuch kam oder die Freundinnen meiner Mutter sich zum Kaffee versammelten, öffnete sie ihre Pforten. Besonders sind aber damit meine Weihnachtserinnerungen unzertrennlich verknüpft. Da waltete die Mutter schon einige Tage geheimnisvoll darin, und am Weihnachtsabend tönte von dort heraus zu dem wartenden Kind der feine zarte Ton des Silberglöckchens, das sonst zu nichts gebraucht werden durfte und in gleicher geheiligter Würde bis heute in unserer Familie dient. Dann öffnete sich die Tür, und da stand dann der Lichterbaum mit Äpfeln, Nüssen und Anisgebäcken – später mit selbst gefertigten Papierketten, Netzen und Körbchen – geschmückt, aus einem ziemlich großen Moosgärtchen herausgewachsen, in dem ein schönes, hell erleuchtetes Haus aufgebaut war, das der Großvater selbst für mich gefertigt hatte.

Einmal begann diese Weihnachtszeit mit einer tragikomischen Katastrophe. Die Mutter hatte den alten gemütlichen Urnenofen eingeheizt. Plötzlich ein Knall, und als wir erschreckt herbeieilten, war der schöne weiße Boden weithin in ein Tintenmeer verwandelt. Die Flasche war den Sommer über im Ofenkastenaufbewahrt worden, und Mutter hatte vergessen, sie herauszunehmen. Das war dann ein großer Jammer, und der Kampf mit den Tintenflecken ist noch lange ein Gegenstand der Sorge und des Ärgers geblieben. Die Bescherung wurde dann im Wohnzimmer gehalten. Als Onkel Heinrich dazu heraufkam, fragte er: „Warum bescherts denn heut in dem Eckelche?“ Die Mutter verriet ihm aber den ihr peinlichen Grund nicht.

Wir lassen den ersten Teil von Schlossers Betrachtungen mit einer spätbiedermeierlichen Idylle ausklingen:

Nicht vergessen werden darf der Fensterplatz. Da die Fenster nach alter Weise ziemlich hoch lagen, war in die Fensterische

ein „Tritt“ geschoben, auf dem zwischen zwei Stühlen meiner Mutter Nähstisch stand. Da sehe ich sie immer noch sitzen, mit Strickzeug und Buch oder mit bunter Straminstickerei. Nach Tisch liebten es auch meine Eltern, eine Weile aus dem Fenster zu schauen. Dazu lagen besondere Fensterkissen bereit. Wer hat heute dazu noch Zeit und Ruhe?

„Heute“ meint das Jahr 1916 – mitten in stürmischen Kriegszeit, in denen die kleinbürgerliche Idylle, unterdessen zu Preussisch-aggressiver Großmannssucht mutiert, ihr unwiderrufliches Ende finden sollte. Und heute, im Jahr 2025, ist dem Heute von 1916 in dieser Hinsicht wahrlich nichts hinzuzufügen.

Im nächsten Blauen Heft wenden wir uns Schlossers religiöser Erziehung zu, die im Kraftfeld zwischen Luthertum und den süßen Verlockungen klerikaler Erwecker geschah und die ausschlaggebend für Schlossers späteres soziales Engagement werden sollte.

HUW



[Redacted text block]



Aus unserer Mitgliedschaft

Kolibri und Mastodon

Johann Jakob Kaup, ein deutscher Paläontologe und Zoologe

Kennen Sie die Kaupstraße im Martinsviertel – despektierlich: im Watzeviertel? Und wissen Sie, wer Johann Jakob Kaup war? Die Meisten würden ganz sicher mit nein antworten. Dem möchte ich abhelfen.

J. J. K. lebte in Widersprüchen. Unehelich geboren, aber adeliger Herkunft, international berühmt, in seiner Heimat kaum beachtet und kläglich unterbezahlt – sein Leben lang. Am 20. April 1803 kam Kaup in Darmstadt zur Welt. Seine Mutter war die junge Darmstädterin Elisabeth Göbel, der Vater Leutnant Heinrich Friedrich von Kaup.

Nachdem der Vater Mutter und Sohn früh verlassen hatte, wuchs der Bub in äußerst bescheidenen Verhältnissen auf. Sein Vormund erkannte die Begabung des Jungen und schickte ihn auf das Pädagog (das spätere Ludwig-



Gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org>

Georgs-Gymnasium), wo er mit Justus Liebig (dem Chemiker) und Georg Gervinus (Historiker, Politiker und Bürgermeister von Darmstadt) die Schulbank drückte. Die Natur, besonders die Tierwelt interessierte ihn schon früh.

Als die Mutter starb, war Johann Jakob 17. Er hielt sich mit Schreiarbeiten und der Kunst des Ausstopfens von Vögeln über Wasser und stieß so auf die Ornithologie. Es gelang ihm, ein Semester Zoolo-

gie in Göttingen, ebenso ein Semester in Heidelberg zu studieren. Das war die einzige akademische Ausbildung;

schaftliche Arbeiten. Die Hoffnung, eine feste Anstellung zu erhalten, zerschlug sich jedoch.

Nach zwei Jahren wieder nach Darmstadt zurückgekehrt, erhielt Kaup eine Assistentenstelle: 1828 stellte ihn Großherzog Ludwig I. als „provisorischen Gehilfen“ am Großherzoglichen Naturalienkabinett ein. 1837 wurde er „wirklicher Inspektor“. Durch privaten Unterricht konnte er den viel zu geringen Lohn aufbessern.

1831 hatte Kaup schon die Ehrendoktorwürde der Universitätsstadt Gießen erhalten und 1834 war er zum Mitglied der „Kaiserlich Leopoldinischen Nationalen Akademie der Wissenschaften, Halle“ gewählt worden, ebenso zum Mitglied der „Naturforschenden Gesellschaften“ in Moskau, Zürich, Breslau und Mannheim. Dazu kommen etliche weitere bedeutende Korrespondenzen und Auszeichnungen.

Eine seiner Arbeiten ist das dreibändige Nachschlagewerk „Das Thierreich in seinen Hauptformen“, 30 Jahre vor

Archiv H. U. Werner



Seine Kenntnisse erarbeitete er sich selbst. Man kann ihn fast als Autodidakten bezeichnen.

Mit 20 zog er nach Holland. Er fand in Leiden im Rijksmuseum van Natuurlijke Historie eine Anstellung für ein sehr geringes Entgelt – zu seinem Bedauern nicht in der ornithologischen Abteilung, wie er gehofft hatte. Stattdessen befasste er sich mit Fischen und Amphibien. Schon hier veröffentlichte er erste wissen-

„Brehms-Tierleben“ erschienen. Es liegt wohlverwahrt in einem Schrank im HLMD im dortigen J.J.Kaup-Archiv. Das Werk ist mit vielen Illustrationen von bekannten Künstlern ausgestattet, z. B. vom Darmstädter Maler August Lukas und von meiner Urgroßmutter Fanny Körnlein. Sie war die Tochter des Kupferstechers und Hofmalers Georg Gottfried Körnlein und Schülerin von Lukas. Fanny war hochbegabt und geschätzt als Zeichnerin, Holzschneiderin und Lithografin. Ihr hatten die Tiere des Naturalienkabinetts – aus dem später die naturkundlichen Sammlungen des HLMD hervorgingen – als Vorlagen gedient. Nach ihrer Heirat mit dem Kürschnermeister Georg Graeff war ihr verwehrt, künstlerisch tätig zu sein. Bei der

Geburt ihres sechsten Kindes starb sie – welch trauriges Schicksal! Sie hat ihre Begabung an einige ihrer Nachfahren weitergegeben.

1834 heiratete Johann Jakob. Aus der Ehe gingen vier Töchter und ein Sohn hervor. Dieser wurde ein berühmter Tiermaler. Auch er bebilderte die vom Vater beschriebenen Tiere in dessen Publikationen.

Kaup war nun weltweit berühmt geworden. Er wurde von vielen Museen weltweit eingeladen. 17 Auslandsreisen gab es. Sogar im fernen Neuseeland existiert ein „Mount Kaup“!

Zurück nach Darmstadt! 1854 gelang es Kaup, das Skelett eines Mastodons (Mammut americanum) aus den USA in London zu erwerben. Das Skelett – drei Meter hoch –

2204. Fanny Körnlein, Formschneiderin, war um 1835 in Darmstadt thätig. In dem genannten Jahre erschien daselbst **K., K.** die Naturgeschichte des Thierreichs von Dr. Kaup, drei Bände mit einer grossen Anzahl von schönen Abbildungen im Holzschnitte. Für dieses Werk schnitt F. Körnlein mehrere Stücke, welche theils mit obigen Zeichen, theils mit den Initialen des Namens versehen sind.

Fanny Körnleins Eintrag im Verzeichnis: Die Monogrammistinnen und diejenigen bekannten und unbekannten Künstler aller Schulen..., München 1881,

steht, Sie ahnen es, im HLM Darmstadt. Für Generationen von jungen Museumsbesuchern wurde es zum Inbegriff gewaltiger Vorgeschichte.

Dass Großherzog Ludwig III. Kaup erst 1858 zum Professor der Zoologie berufen hat, mag an der unter den deutschen Fürsten verbreiteten zögerlichen Haltung gegenüber dem neu aufkommenden Wissen über Realien gelegen haben; zudem war Kaups Auffassung in Fragen der Abstammung der Arten durchaus umstritten. Sein Blick auf die Artenentstehung fußte auf einer romantischen Naturphilosophie. Erst spät näherte er sich wieder der Darwinschen Schule an, wo seine wirkmächtigen Zeitgenossen längst versammelt waren.

Kaup starb 1873 und fand in einem Ehrengrab auf dem Alten Friedhof seine letzte Ruhe. Vielleicht suchen Sie es einmal auf? Noch in seinem Todesjahr wurde ihm die Kaupstraße gewidmet. Auch der Förderverein unseres Vivariums trägt seinen Namen: Kaupiana.

Ich bin glücklich, diesen bedeutenden Darmstädter ein wenig bekannt machen zu können. Ich bewundere nicht nur seine Genialität, sondern auch seinen unglaublichen Fleiß und sein Durchhaltevermögen. Hoffentlich hat ihm die große Anerkennung Freude und Genugtuung geschenkt, wenn schon keine finanzielle Sicherheit.

Marie Charlotte Rudert

Herzlichen Dank an die Autorin, die im 100. Lebensjahr steht! Quellen: Wikipedia; Darmstädter Beiträge zur Naturgeschichte Heft 13, HLM; Informationen aus dem HLM Darmstadt 2/85; zur weiteren Vertiefung: 325 Jahre Ludwig-Georgs-Gymnasium, Darmstadt 1954, S. 133-140



Foto: Wolfgang Fuhrmann, HLM

Frisch aus der Steinzeit:
Das Mastodon im HLM Darmstadt

Ernst Ulrich Vorbach

Darmstadt und der „Vormärz“ der 68er-Revolution

Am Beispiel des Schülers Uli Herbst



Der Schauspieler Till Topf in der Rolle des fiktiven Abiturienten Claus Wagner

Als *Vormärz* kennen wir die Zeit vor der Märzrevolution von 1848. Der Begriff bezeichnet die vor der Revolution herrschenden Zustände und die damit einhergehenden Traditionen und Anomien. Die Rolle Darmstadts in

dieser kulturhistorischen Epoche war wesentlich. So ist hier der Name des Wilhelm Schulz aus Darmstadt zu nennen: ein Weggefährte Georg Büchners und Inspirator von Karl Marx. Und in der Person von Georg Büchner und seinem Werk *Dantons Tod* wird in vier Akten mit Kraft und Klarheit die Brücke zur Großen Französischen Revolution vom 5. Mai 1789

gespannt. Für unsere Thematik der Jugend in der 68er-Generation (Till Brunner, Hanno Karp) nähern wir uns dem Themenkreis mit der Frage, ob es auch analog zu 1848 einen „Vormärz“ der 68er-Revolution gab?

Die 68er-Jahre

Die Achtundsechziger-Bewegung (auch als Revolution stilisiert) war ein multinationales Phänomen, unter anderem hervorgegangen aus der Bürgerrechtsbewegung in den USA, aus den Westdeutschen Studentenbewegungen der Sechzigerjahre und insbesondere aus der Mai-Revolution (1968) in Frankreich. Beteiligt waren weiterhin Großbritannien, Italien, Japan, die Niederlande und Mexiko. Der Prager Frühling brachte über

Gesamteuropa seit März 1968 Unruhen. Von einzelnen Historikern wurde diese Zeit gar als Weltrevolution benannt (Wallerstein). Sie fiel zusammen mit der Dekolonialisierung und dem Antikolonialismus; die kubanische Revolution (1959) war ihr proklamierter Wegbereiter. Das System der „großen Verweigerung“ (Marcuse) stellte die bisher gültige kapitalistische Werte-Ordnung infrage. Es galt anzutreten gegen den Vietnamkrieg, die USA und vor allem gegen die fehlende Aufarbeitung des Nationalsozialismus, weit über das hinaus, was Fritz Bauer seit 1959 auf eher juristischem Feld erreicht hatte. Es gab also unterschiedlichste Hintergründe und Vorläufer der 68er-Bewegung bereits seit den 50er Jahren:

Es waren Jahre der Rebellion, der Notstandsgesetzgebung, der Protestkultur. Der Begriff „Vormärz“ mag also dazu dienen, die Entwicklung und langjährige Bewegung dieser politischen Epoche mit ihren temporären Effekten und Nachwirkungen darzule-

gen – auch unter Berücksichtigung wirtschaftlicher, allgemein sozialer und humanethischer Aspekte.

Unser Protagonist – der Gymnasiast

Uli Herbst war vermutlich 1963 oder 1964 in eine Oberstufenklasse der neusprachlich und naturwissenschaftlich orientierten Lichtenbergschule in Darmstadt – damals ein Gymnasium nur für Jungen – aufgenommen worden. Die Integration verlief unspektakulär, der Schüler trug Lernforderungen an sich selbst heran, war leistungsmotiviert und lag in allen Fächern des gymnasialen Unterrichtes deutlich im oberen Drittel, ohne dabei als Streber oder Besserwisser aufzutreten. Er imponierte als sogenannte rationale Autorität oder in unserer damaligen Schlagwortrhetorik unbestritten als Alpha-Tier und er war uns, meist ein bis zwei Jahre Jüngeren, in der Rhetorik deutlich überlegen, sodass wir ihm auch bald Klassen-sprecherfunktionen zuweisen

konnten. Dabei bewies er ein waches, stets kritisches und zudem selbstbewusstes und umsichtiges Agieren, Empathie und auch Solidarität – Persönlichkeitsmerkmale, die bei anderen Alpha-Tieren häufig unterrepräsentiert sind. Kurz und gut: Er war eine Trouvaille, beliebt und angenehm im Umgang.

Außerschulische Interessen

Ohne Absprache und wie zufällig traf ich ihn hin und wieder im damaligen Café Bormuth in der Innenstadt im ersten Stock in der Passage zwischen Ludwig- und Ernst-Ludwig-Straße, wenn wir irgendeine Schulstunde – jeder für sich – schwänzten und in diese verführerische Caféwelt der Erwachsenen und der Zeitungsläser hineinschauen wollten. Eine weit geschwungene Treppe führte zu den wohlloblichen und huldvoll gekleideten vornehmen Damen und Herren dort oben, die mit spitzen Fingern ihre delikaten Gebäckstücke auf dem Teller sortierten und

deren Stirnfalten beim genussvollen Kauen stets angespannt blieben, als müsse auch über das Kauen ständig nachgedacht werden. Den Uli fand ich dann oft auch überdurchschnittlich fein gekleidet mit kakifarbenen Hosen und Jackett bei einem Kaffee allein am Tisch sitzend, mehr oder weniger in dieser Biedermeier-musealen Vintage-Situation umherspähend und eine Zigarette mit einem Mundstück aus Elfenbein oder Silber rauchend. Deplatziert. Exaltiert. Myste-riös.

Was mich dann wieder in Kongruenz zu ihm selbst brachte, war ein auf dem Kaffeetisch aufgeschlagenes Buch, aus dem er gerade gelesen hatte: Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern*. Ja, das passte zur Kaffeehausatmosphäre seines erklärten Lieblingschriftstellers, wo der durch das Schicksal Unterlegene im moralischen Sinne recht behielt. Dem sonst so gehuldigten Protest- und Gammel-Look der Teenies und Twens dieser Epoche setzte er aber zumindest in der Welt der Er-

wachsenen Stil, Haltung und korrekte Kleidung entgegen, wenn nicht gar den Versuch eines Gefallenwollens mit einer unaufdringlichen Eleganz.

Literarische Interessen

Aber nicht nur der literarischen Aristokratie fühlte sich Uli verbunden, sondern auch dem aufmüpfigen Proletariat und dessen schreibenden Protagonisten: Wladimir Majakowskis dünnes Softcover-Bändchen „Wie macht man Verse?“ steckte oft in seiner Jacketttasche, und bisweilen trommelten seine nervösen Finger ein Versmaß vor sich hin: Jambus, Trochäus, Daktylos... und verrieten seine Stimmung. Wir wussten, dass er selbst Gedichte schrieb – aber 1962 war *Kinski spricht Majakowski* bei Amadeo auf Vinyl erschienen und dann gab es nur noch ein Thema: „Herbst spricht Majakowski“ und die pikanten Stellen des 2 min. / 45 sek. dauernden Poems *Sechs Nonnen* erheiterten uns ausgelassen für Stun-

den: „...und hinten und vorne alles flach, wie durch Schnürung...“ Ja, er konnte das absolut überzeugend. Die Freude am Schauspiel! Pubertärer, frühadoleszenter Sexismus würde man heute kommentiert haben. Und da das keineswegs einer heute verbreiteten political correctness entsprach, hätte man die klammheimliche Freude oder Witzigkeit der Angelegenheit negiert oder weggeschämt. Aber so delikat war das eben damals mit Majakowski, Kinski und der Kunst der spontanen Selbstinszenierung bei Uli.

Persönlichkeit

Und da sind wir schon ganz nahe an seiner Persönlichkeit. Enge Freunde aus damaliger Zeit schildern ihn als deutlich intellektuell anregbar, aber auch gleichzeitig als lustig und bodenständig. Er wies keine Stimmungsschwankungen auf und hatte keinerlei Probleme mit Alkohol oder Drogen, ebenso wie es keinerlei apparente Hinweise auf suizidale Gedanken gab. Er

galt als mutig und risikoereit. Er überquerte spaßeshalber einen Bach, indem er sich an der Unterseite einer überführenden Brücke an den herausragenden Trägerstrukturen aus Stahl und Beton festhielt und sich so von einer Seite auf die andere hangelte. Ein Scheitern dieses Versuches hätte einen jähen Absturz aus rund 8 m Höhe und dazu ein Bad zur Folge gehabt. Er fuhr gern extravagante Fahrräder mit auf dem Lenker montierten Lampen, die es hier noch gar nicht gab. Er galt als ein „cooler Typ“, ein Attribut, was darauf hinwies, dass er mehr als nur die Akzeptanz seiner Peergroup hatte – ja sogar die Bewunderung derselben.

Das Klassenbuch

Das Klassenbuch galt seit Generationen als Symbol der verhassten schulischen Repression, ja als eindeutiges Dokument, wann und wie und wo ein abgetadelter Schüler die Spuren seines Scheiterns hinterlassen hatte. Es entsprach der Einhaltung knech-

tender kleinbürgerlicher und dumpfer Normen und passte mit seinen induzierten Demoralisierungen und gewollten Entwürdigungen immer weniger in diesen „Vormärz“. Es wird in dieser Zeit kaum eine gymnasiale Schulklasse gegeben haben, die nicht über dieses schreckliche Herrschaftsinstrument der Pädagogen gestritten hätte. Nur die Lehrer hatten ein Anrecht auf die Darlegung von Leistungen oder Konflikten allein aus ihrer Sicht in diesem Klassenbuch.

Kein Wunder also, dass eine avantgardistische oder zumindest demokratisch strukturierte Schulklasse dieses Buch nicht akzeptieren konnte. Und kein Wunder auch, wenn eine Schulklasse sich dieses furchtbaren Buches entledigt hatte, dass diese Tat einen besonderen, nahezu revolutionären und beneidenswerten Nimbus genoss. Noch mehrere Jahrgangsstufen nach der unsrigen wurde ich von Schülern aus jüngeren Jahrgangsklassen bewundernd darauf angesprochen,

dass unsere Klasse damals das Tabu gebrochen und ihr Klassenbuch vernichtet habe. Dem damaligen Helden dieser Klassenbuchexekution seien diese Zeilen gewidmet, wobei das Wort Exekution vielleicht nicht den vollen Saldismus dieser Herbst'schen Raffinesse widerspiegelt, denn Uli genoss den die Lehrerschaft demoralisierenden und düpierenden Effekt voll aus, indem er jede Woche anonym eine herausgerissene Seite aus unserem Klassenbuch einzeln an das Schuldirektorat versandte.

Heute wären wir weiter und wir hätten rasch einen Begriff zur Verfügung gehabt, um uns gegen die Gräuel eines Lehrkörpers der damaligen Zeit wehren zu können: Psychoterror durch Lehrer, Schikanen, kurz: Mobbing. Aber auch damals blieben wir nicht wehrlos. Es gelang uns, das Geheimnis um die Beschädigung der strukturellen Gewalt unserer Lehrerschaft bis zum heutigen Tag aufrechtzuerhalten, womit dem damaligen Held und dem heutigen Pro-

tagonisten der spektakulären Inszenierung von da an ein noch zu beschreibender Sonderstatus zukam.

Der Rückzug

Wir können sagen, dass er sich von da an – vielleicht aus einer Art Selbstschutz – eher zurückzog oder abstinenter verhielt. Er las vermehrt Heinrich von Kleist und wenn wir ihn auf seine Person selbst oder seinen Rückzug ansprachen, antwortete er: „Ich bin Dir wohl ein Rätsel. Nun tröste Dich: Gott ist es mir (auch)“ – mit jener Stelle aus der Tragödie „Die Familie Schroffenstein.“ Oft – meistens sogar – blieb er wie der typische Gymnasiast jener Zeit mit Jeans, Turnschuhen und Pulli adäquat bekleidet, dann aber gab es auch Tage eines eher provokanten inszenierenden Ästhetizismus: Er zog schwarze Hemden an, am Hals gebunden mit einer Bolo-Krawatte, auch Schnürsenkel-Krawatte genannt, mit schwarzen engen Jeans und modischen gepflegten schwarzen Leder-

schuhen à la Papagallo. So blieb er auch oft rätselhaft, distinkt, in einer ritualisierten Ästhetik gefangen und es fiel ihm aufgrund seiner verbalen Agilität gar nicht schwer, sich mit seinem jugendlichen literarischen Dandyismus zu inszenieren und uns allen weit davonzulaufen.

Macht und Ohnmacht der Schülerszene

Das Verhältnis zur Lehrerschaft blieb katastrophal: Einzelne Schüler wurden trotz Zugehörigkeit zur Oberstufe noch körperlich bestraft. Der sogenannte *Lehrkörper* der *höheren Schulanstalt* lebte noch nicht im „Vormärz“, sondern noch immer im Nationalsozialismus der 30er-Jahre.

Ein Schüler unserer Klasse betrat in einer der großen Pausen (15 Minuten lang) mit einigen Mitschülern seiner Klasse die große Aula und spielte auf dem Bösendorfer-Konzertflügel zum Gefallen aller Zuhörer Boogie-Woogie Stücke von Meade Lux Lewis (1905–1964). Während die

Schüler applaudierten und im Rhythmus der Musik ihre Beine und Körper mitschwangen, kam aus der Dunkelheit der hinteren Bühne der Musiklehrer angeschlichen und ohrfeigte den Schüler recht heftig mit den Worten, dass eine solche *Niggermusik* an einer höheren Schule nichts zu suchen habe. Basta!

Aufsätze im Rahmen von Klassenarbeiten wurden a priori und kategorisch mit der Note 5 beurteilt, wenn sie psychologische Sachverhalte als Ergebnisse der neuzeitlichen Forschung oder Publizität mitaufwiesen. Bei der Nennung der Begriffe Psychoanalyse oder der Benennung der Person Sigmund Freuds änderte sich das nochmals: Dann gab es eine Note 6!

Mütter und Väter, die ihren solchermaßen misshandelten Söhnen zur Hilfe eilten und um ein Gespräch mit dem Lehrer ersuchten, kehrten von diesem resigniert zurück mit dem Kommentar, in der Person des Deutschlehrers eine irreversibel indoktrinierte und nicht mehr erreichbare, starre

ideologische Mumie vorgefunden zu haben und gaben uns Ratschläge zum Versuch einer friedlichen Koexistenz zwischen Realität und Wahnsinn.

Kompensatorische Exkurse

Kein Wunder also, wenn die Exaltiertheit auch auf unserer, der Schülerseite, sukzessive zunahm. Uli kam an einem kalten Wintertag im Januar mit dem champagnerfarbenen Peugeot 404 bei mir vorbei, um mich zum Schlittschuhfahren auf dem zugefrorenen Oberwaldhausteich abzuholen. Das Eis war ausreichend dick und tragfähig und wir wagten uns immer faszinierter erst mit einem Rad des PKW und schließlich mit allen vier Rädern auf das Eis: Das risikobehaftete (Belle) Event endete damit, dass ein Peugeot 404 seine Spuren über der dünnen Schneeschicht auf dem Eis – auch um die Insel – herumzog und schließlich noch ein halbes Dutzend Schlittschuhläufer hinter sich herzog. Ein Paradebeispiel

zum Thema Risiko und Spaß und vice versa.

Risk seeking behavior oder auch Sensation seeking behavior wird das heute auf der deskriptiv phänomenologischen Ebene genannt. Und was steckt möglicherweise dahinter? Bedeutungsähnliche Begriffe sind aus der deutschen Sprache genügend bekannt, entbehren allerdings meist einer untergründigen oder offenen moralischen Mitbewertung und klingen etwa wie überheblich, wichtigtuerisch, anmaßend, eingebildet, snobistisch, selbstherrlich, elitär oder unnahbar und lassen vielfach einen verstehenspsychologischen Hintergrund vermissen. Ich will den etwas aus der Konjunktur gekommenen Begriff der Blasiertheit hier verwenden, um das mit einem Schlagwort versuchsweise zu beschreiben, was mir bei Uli Herbst entgegenkam: Blasiert, so steht's bei Petrilowitsch, ist ein Mensch, der durch ein Übermaß an Reizen übersättigt oder abgestumpft ist (Brockhaus von 1967). Und somit schließt sich

hermeneutisch-psychologisch der Kreisschluss zum Dandy oder Snob. Und was will uns der Dandy sagen?

Aktion und Reaktion

Zutreffenderweise ist sein Verhalten von besonderer Bedeutung, von besonderem persönlichen Rang in einer besonderen Zeit. Das erfordert eine Verhaltensdisposition aus der Menge der vielen Anderen in einer besonderen Weise, originell und authentisch und sogar überindividuell. Auch der bisweilen spürbare Dresscode macht auf das Bedürfnis nach Ästhetizismus und Externalisation oder die Hinwendung zur Welt des Scheins aufmerksam und will uns im meta-psychologischen Sinn auf vieles aufmerksam machen. Und um das alles integrieren und relativieren zu können, darf nicht vergessen werden, dass Ulis Phänomenologie oder Typologie „nur“ ein Durchgangssyndrom bei einem frühadoleszenten aufgeweckten Jugendlichen in den Sechzigerjahren war.

Der Film

In dem unter der Regie von Robert Stromberger entstandenen und sechsteilig ausgestrahlten Fernsehfilm „Tod eines Schülers“ erfolgte 1981 die Aufarbeitung der zeittypischen Konfliktsituationen unter großer Anteilnahme der Bevölkerung. Der Film hatte erhebliche fachspezifische psychiatrische und allgemeinpsychologische Diskussionen zur Folge.

Ein schreckliches Ende – ein Schrecken ohne Ende – bis heute

Uli besuchte am Abend, bevor er sich vor einen Eisenbahnzug in Darmstadt auf die Schienen legte und sich das Leben nahm, ein Konzert der Gruppe *Fats and his Cats*. Ein ihn begleitender Freund verließ das Konzert früher und fuhr mit der letzten Straßenbahn von Griesheim nach Darmstadt zurück.

Von da an verliert sich Uli Spur. Alkohol- oder Drogeneinfluss scheiden nach unseren Erkenntnissen aus.

Zum Besuch des Konzertes war er auffällig schwarz gekleidet. Alle seine auch hier genannten Lieblingsautoren hatten sich umgebracht. Sein Vater hatte etwa zwei Jahre vor Kriegsende ebenfalls Freitod begangen. Heute wissen wir, dass Suizide bei biologisch Angehörigen das eigene Suizidrisiko verdoppeln können. Fragen über Fragen!

Ich will aus Gründen einer nachvollziehbaren Traurigkeit und Ratlosigkeit im Umgang mit dieser Kasuistik aus dem „68er-Vormärz“ meinen Bericht beenden – allerdings nicht ohne prospektiv die Frage aufzuwerfen, ob wir heute bessere Diagnostik- und Therapiemethoden haben, um die hier geschilderte Tragik vermeiden können. Sicher! Zwei Generationen nach diesen Vorfällen sind unsere diagnostischen und therapeutischen – insbesondere prophylaktischen – Instrumente zur Suizidprävention besser und treffsicherer geworden. Sie ersetzen aber nicht den intensiven zwischenmenschlichen Kontakt in der Ausein-

andersetzung, den Kampf mit dem Dämon in uns (Kleist), denn Selbstmörder ist man lange, bevor man sich umbringt (Jean Améry) und am sogenannten *Toten Punkt*, dem Todespunkt, ist man dann schneller als man denkt (Klaus Mann).



Nachsätze

Bei all' den aufgeworfenen und nur hypothetisch zu beantwortenden seelischen Fragen will ich zum Schluss in tiefem Respekt vor dem Schicksal meines Klassenkameraden Uli ein von ihm verfasstes Gedicht vorstellen, das wie durch ein Wunder erhalten geblieben ist. Mit der Kraft des Unbewussten und der Reinheit der Poesie ge-

ben wir ihm hiermit die Deutungshoheit über sich selbst zurück:

Da ist ein Glasfenster,
Ich sitze dahinter.
Weich flackern eure Gesichter,
Eure Herzen sind warm.

Was wollt ihr!
Ihr liebt die Liebe,
Liebt doch Sicherheit
und Wärme!
Mich friert 's.

Wenn eure Züge entgleisen
Seid ihr hin.
Pasßt auf die Weichen auf!

Ich bin im Tunnel.
Nein, macht kein Licht.
Ich will arbeiten bis es hell wird

23.12.1962 Wolf-Ulrich Naumann (so nannte er sich völlig überraschend für uns ab einem bestimmten Zeitpunkt.)

Danksagung an:
Michael Sprenger, Darmstadt
Hans-Günter Roßmann, Berchtesgaden; Dr. Peter Engels, Darmstadt, Leiter des Stad-

tarchivs; Dr. Werner Ewald, Frankfurt M. Universitätsklinikum, für die Beschaffung einzelner biografische Details.

Dr. Ernst Ulrich Vorbach



Anmerkungen zum Gedicht
von W.-U. Naumann

Von Kurt Drawert

„Poesie ist Wissen vom Unbewussten“, heißt es bei Roman Jakobson, und damit meint er, dass die Entstehungshistorie eines Gedichtes mit linguualen Prozessen verknüpft ist, die ins Unbewusste führen und es zur Symbolisierung bringen. Das geschieht über lyrische Stilelemente wie der Metapher oder der Metonymie, über Lautähnlichkeiten im Reim, der neue topologi-

sche Verknüpfungen herstellt, über den Rhythmus der Verse oder über freie Assoziationen, die ein anderes Denken in Gang setzen – ein Denken, das sich aus den Strukturen der Form hervorbringt und nur nachgeordnet aus einem Wissen, das schon bekannt ist.

So entstehen neue Einsichten und erweiterte Bewusstseinsräume, in denen die imaginäre Erfahrung, das Phantasma oder die Ahnung von etwas, das noch keinen Namen besitzt, einen Platz hat; und ebenso weit reicht die Antizipation, weil sie eine Linie aus einem systemischen Muster heraus derart zu verlängern vermag, dass sie die Zukunft schon einfängt. So werden Gedichte zu Objekten einer Vorausschau, und wenn sich ihre Motive eines Tages tatsächlich erfüllen, haben sie schon die Chiffren ihrer Erkennbarkeit geliefert. Das ist dann der Moment, in dem man staunend vor dem Gedicht steht und denkt: Hier wurde schon alles, was gerade passiert ist, gesagt – und es liegen vielleicht Jahre, Jahr-

zehnte oder Jahrhunderte dazwischen. So, in dieser reflexiven Ahnung, schrieb der Dichter César Vallejo: „Ich werde sterben in Paris, warum auch nicht, an einem Donnerstag“ – und er starb in Paris, an einem Donnerstag. Oder Wladimir Majakowski, der sich mit einer Schusswaffe tödlich ins Herz schoss, sah in einem Poem schon kurz vor seinem Tod, wie eine Kugel ihm das Herz zerreißt.

Nun ist unser Autor des oben zitierten Gedichtes kein Dichter wie Vallejo oder Majakowski, aber dennoch: Auch er schreibt Gedichte und eben eines, das seinen Tod schon symbolisch vorwegnimmt. – „Wenn eure Züge entgleisen / Seid ihr hin“ heißt es in der dritten und vorletzten Strophe. Übersetzen kann man diese Zeilen mit: Wenn ihr die Kontrolle über euch selbst verliert, seid ihr verloren. Also: „Passt auf die Weichen auf!“, im übertragenen Sinn: Achtet auf eure Gesetze! Für den Verfasser dieser Zeilen kommen diese Gesetze zu spät, denn er ist schon (...) „im Tun-

nel. / Nein, macht kein Licht.
/ Ich will arbeiten bis es hell
wird." Übersetzt: Bis ich vom
Gedanken zur Tat kommen
kann, muss ich allein sein und
„arbeiten“, also umsetzen, was
mein tiefster innerer Wunsch
ist (nämlich mich selbst aus-
zulöschen). Der subkuta-

ne Gedanke des Suizids wird
durch das fehlende Komma
im letzten Satz noch einmal
verdeutlicht, denn dem Sub-
jekt des Gedichts fehlt plötz-
lich die Zeit (für ein Zeichen
mehr); wahrscheinlich war da
der Zug, der ihn mitnehmen
wird, schon unterwegs.



Schützt Darmstadt bekommt neue Nachbarn

Leuchtende Augen im Hinkelsturm?

Alle „wichtigen Leute“, also das (Ober-) bürgermeistergespann, Schulleiterin, Städteplaner waren sich einig: Mit der Fertigstellung des Innenstadtcampus rund um die Heinrich-Hoffmann-Schule ist Darmstadt schöner, bunter, inklusiver, bürgerfreundlicher und pädagogisch wertvoller geworden. Alt und Neu ergänzten sich harmonisch, ein stimmiges Bild sei entstanden, einen „Dorfplatz“ habe man gar geschaffen, meinte Bürgermeisterin Barbara Akdeniz.

Dem möchte man gern beipflichten. Das „Neu“ ist unübersehbar, es startet mit Zuversicht und Tatkraft.

Als das „Alt“ nennt das Darmstädter Echo Stadtmauer und Jugendstilbad. Fehlt da nicht etwas? Ach ja, der Hinkelsturm: besonders

„alt“ und mit bisher womöglich unterschätztem pädagogischem Potential. „Ich freue mich auf schöne Jahre mit leuchtenden Kinderaugen“, sagte Nadine Hartmann, die Schulleiterin bei der Einweihung des Innenstadtcampus.

Wäre das nicht eine schöne weitere Perspektive für *Darmstadtia e.V.*, leuchtende Kinderaugen unter kundiger Anleitung im Innern des Hinkelsturms?

In diesem Sinne: auf gute Nachbarschaft! HUW



Rettung der Reliefs von Fritz Schwarzbeck

Licht am Ende des Tunnels

Protokoll eines achtjährigen Behördenkampfes

Unser Mitglied Werner Kahrhof spricht gerne von Beharrlichkeit, die für unsere Arbeit so wichtig sei. Wie wahr! Andere, wie der im 96. Lebensjahr stehende frühere MERCK-Manager und heutige Werksarchiv-Mitstreiter Dr. Rolf Strauß, Freund schon meines Vaters und Darmstadtia-Mitgliedes Dr. Günther Martin, attestierten uns sogar Zähigkeit.

Das erinnert an Frau Dr. Wittmann, die davon einmal als einer ihrer Eigenschaften sprach. (Womit sie sich nicht überall beliebt gemacht hat!) Der Verlauf dieser Geschichte jetzt lässt aber auch an einen Ausspruch des früheren französischen Staatspräsidenten Nicolas Sarkozy denken: Er habe sich lebenslang lieber mit „Großen Sachen“ beschäftigt, weil er bald gemerkt habe, dass „kleine genauso viel Arbeit“ machten...

Ich selbst war dem Verbleib der AOK-Kunstwerke Fritz Schwarzbecks (1902-1989) aus der Epoche „Kunst am Bau“ zuletzt im Februar 2018 von mir aus nachgegangen, einer Eingebung bei einer Vorbeifahrt in der Neckarstraße folgend, ob die Krankenkasse diese wirklich wie versprochen – nach einer neuerlichen Entnahme nicht lange davor – in ihrer Eingangshalle präsentieren würde. Wo bei wir bis heute nicht klären konnten, weshalb sie eigentlich von ihrem damals eigens neu geschaffenen Postament von 1992, zu dem wir gleich kommen werden, nach Jahrzehnten wieder heruntergeholt worden waren. In dem riesigen Raum mit seinen vielen Beratungstischen traf ich jedoch auf Ratlosigkeit, nicht auf die Reliefs. Die Rätsel um das Schicksal der Schwarzbeck-Arbeiten setzten sich

bis zum 20. August 2018 fort, als mir die zuständige Sachbearbeiterin vom AOK-Center in Groß Gerau, Frau Silvia Jung, unter diesem Datum sogar einen fertigen Leihvertrag zuschickte. Diesen hatten wir zuvor intensiv ausgehandelt. Ich war mit meinen – beharr-

lichen – Nachfragen schließlich bis zu ihr vorgedrungen und hatte, wenn auch mit etlichem Hin und Her, erreicht, dass man einer Weitergabe der Objekte an Darmstadtia tatsächlich zustimmte. Allerdings: Vereinbart war nur eine „Leihe“, denn die AOK



Foto: Archiv Darmstadtia e.V.

Ein Bild aus vergangenen Zeiten: Die Schwarzbeck-Reliefs zum Thema Pflege mit dem AOK-Symbol nach der Neuplatzierung um 1990.

hatte an diesen nach ihrer weiteren Herauslösung wieder „beweglichen Sachen“, so sachlich-rechtlich das Bürgerliche Gesetzbuch, Eigentümerin bleiben wollen. So hatten mehrere Mitarbeiter nacheinander durchblicken lassen, dass man wegen der Struktur als Körperschaft des Öffentlichen Rechts Rücksicht auf die Aufsichtsbehörden nehmen müsse und nicht frei selbst mit an sich „aufgegebenen“ Kunstwerken umspringen dürfe.

Pikant seit meiner Kontaktaufnahme mit der AOK war, dass, anders als ich stillschweigend zugrundegelegt hatte, die Kunstwerke gar nicht geschützt bei der Zentralverwaltung Groß Gerau lagerten. Vielmehr wusste nicht einmal meine Ansprechpartnerin, wo sie sich eigentlich befanden – wenn es sie denn überhaupt noch gab und ob wir uns nicht anschickten, über Phantome zu kontrahieren. Es ist mir unvergesslich, dass sich irgendwann eine gnädige Seele in Gestalt eines Hausmeisters am Telefon

erbarmte: Die Platten lagerten doch noch immer im Hof in Darmstadt, hinten neben den Müllcontainern! Wie auch immer: Trotz aller Entdeckerfreude wurde es uns dann doch unheimlich, die Steintafeln, jeweils vermutlich eine Tonne schwer, in unseren Hinkelsturbereich schaffen zu wollen, ob nun für eine Weile oder für immer: Die Zwinger-Szenerie wird ja durch das Mittelalter bestimmt, während wir es hier mit Werken der frühen Nachkriegszeit zu tun haben. Also boten wir, nachdem wir die Aktion ja bis zur Unterschriftsreife vorgespart hatten, der in unseren Augen weitaus berufeneren Wissenschafts- und Kunststadt – „In Darmstadt leben die Künste“ (Motto um 1960; Publikation Gabriele Wohmann/Pierre Kröger 1967) – an, doch in unseren Leihvertrag mit der AOK einzutreten.

Nachdem nun aber die städtischen Kunstmanager sich hinsichtlich einer Übernahme gänzlich „bedeckt hielten“, sprach ich bei der Eröffnung des Weihnachtsmark-

tes 2019, des letzten vor Corona, also nach weiteren eineinviertel Jahren des Zuwartens und Schreibens, den Klinikdezernenten André Schellenberg in unmittelbarer „Gegenüberstellung“ vor der Veranstaltungsbühne an. Er sagte mir zu, dabei freilich über Personalengpässe klagend, sich nunmehr um eine Aufstellung auf dem Gelände an der Grafenstraße zu kümmern. (Das künstlerische Thema der Reliefs ist ja „Pfleger“, was doch bestens passt!) Dort traf ich übrigens bei einer Standortvisite einmal zufällig den Leiter der Dauerbaustelle Klinikum, den Diplomingenieur Stefan Lösch, an. Er lauschte meiner Schilderung immerhin – stellt sich seit dem, trotz mehrerer Erinnerungs-E-Mails, aber tot.

Es folgte nun – beharrlich, beharrlich – die Anfertigung weiterer Dokumentationen für den zeitweiligen Bürgermeister Raffael Reißer und auch Oberbürgermeister Jochen Partsch, der ja zugleich Kunstdezernent war wie alle in diesem Amt: allein, es geschah weiter nichts. Eine skiz-

zenhafte Zusammenfassung unserer Anstrengungen bis dahin ist in Heft 2022/1 nachzulesen, zu der mein Neffe Johannes Martin die Visualisierung eines Aufstellungsvorschlages für das Klinikgelände beigezeichnet hat.

Aber auch dieser Vorstoß fruchtete nichts. Und eine weitere konkrete Zusage in dieser Sache von seiten des Oberbürgermeisters Partsch am 7. Dezember 2021, (bei der Einweihung der von der TU restaurierten Doppelmauer am ehemaligen Gefängnis durch den Initiator Kanzler Dr. Manfred Efinger), den seit zwei Jahren säumigen Klinikdezernenten Schellenberg an die Angelegenheit zu erinnern, führte zu keinem Resultat.

Auf der Suche nach der Ersterwähnung unserer Bemühungen um die Erhaltung der Schwarzbeck-Arbeiten für die AOK von 1957 im Blauen Heft bin ich übrigens bereits in Heft 1991/3 (S. 201; damals erschienen noch sechs Hefte im Jahr!) fündig geworden. Herbert Schardt, unser erster Redakteur für vie-

le Jahre, führte seinerzeit aus: „Auf telefonische Anfrage erfuhren wir vom Architekten des Neubaus, es bestehe kein Grund zur Besorgnis: Die Relieftteile sind vor Beschädigung gesichert gelagert und sollen im neugestalteten Vorgarten der AOK an einer freistehenden Mauer angebracht werden.“ Das war dann, wie sich herausgestellt hat, leider nur eine „Zwischen“-Lösung. Welches Schicksal niemand ahnen konnte und so war diese Installation in Roland Dotzerts höchst verdienstvollem Band „Kunst im Öffentlichen Raum in Darmstadt 1641-1994“ zusätzlich zur Auflistung aller Werke hinten bereits auf S. 217 groß und stolz in Farbe wiedergegeben worden. Die gleiche Ansicht gab es bei uns übrigens auch: in Heft 1992/4 auf S. 278, wenn auch nur in blassen Graustufen. Redakteur Schardt führte dort auch seine Schilderung dieses unseres Vorhabens aus Heft 1991/3 fort. Dazu soll hier ergänzt werden, dass der Entwurf für die Neuauftellung vorne am Gehweg in der

Neckarstraße vor dem flachen AOK-Trakt von dem Architekten Wolfgang Langner von der Unteren Denkmalschutzbehörde stammte. Wobei deren heutiger Leiter Olaf Köhler unlängst feststellte, dass die beiden Kunstwerke gar nicht unter Schutz stehen (ihm also die Hände gebunden seien).

Herbert Schardts Worte aus diesem Heft 1992/4 beschwören mittlerweile ja leider einen vergangenen Zustand: „Sie sind jetzt an einem Mauerfragment befestigt, das kunstvoll aus einer knapp dahinter stehenden Mauer herausgetrennt scheint.“

Mittlerweile immer niedergeschlagener ob der mehr und mehr aussichtslos erscheinenden Situation – die Stadt wollte wohl, so der Kunstkenner und Galerist Reinhard Lattemann, deswegen nicht heranziehen, die Reliefs aus ihrem Dasein neben den Müllbehältern zu erlösen, weil man Risiken als bloßer Entleiher fürchtete – wandten wir uns schließlich unter dem 19. 10. 2022, ein weiteres knappes Jahr seit der letzten Ansprache des Ober-

bürgermeisters bei den restaurierten Gefängnismauern, an den obersten hessischen AOK-Mann, Herrn Detlef Lamm, der mir als „AOK-Eigengewächs“, das heißt, seit seinem Schulabschluss immer bei der AOK beschäftigt gewesen, geschildert worden war: Am Tag zuvor, dem 18. Oktober, hätten wir die AOK-Liegenschaft an der Neckarstraße auch mit Offiziellen, nämlich Kustos Dr. Philipp Gutbrod von der Mathildenhöhe und Herrn Dipl.-Ing. Christoph Beck von der Unteren Denkmalschutzbehörde, begangen. Ob es, so deren Petition heute, denn nicht doch möglich sei, „die Arbeiten wieder im Komplex der AOK Darmstadt aufzustellen?“ (So vor allem die Wunschvorstellung Herrn

Vorübergehend sichergestellt

Ecke Elisabethen- und Neckarstraße hat im vorigen Jahr die AOK ihr Domizil durch einen Erweiterungsbau wesentlich vergrößert.

Prof. Fritz Schwarzbecks ursprünglich um die Ecke des Gebäudes gekröpftes Relief aus der Mitte der 50er Jahre mußte deshalb vorübergehend weichen.

Viele Darmstädter haben sich gefragt, was aus diesem eindrucksvollen Beispiel für „Kunst am Bau“ geworden ist. Auf telefonische Anfrage erfuhren wir vom Architekten des Neubaus, es bestehe kein Grund zur Besorgnis: die Relieftteile sind vor Beschädigung gesichert gelagert und sollen im neugestalteten Vorgarten der AOK an einer freistehenden Mauer angebracht werden.

AOK und Kunst

Das bedeutet nicht, daß es jetzt Kunst auf Krankenscheine gibt, sondern es geht um Kunst am Bau.

Der Altbau der AOK Darmstadt war mit einem um die Gebäudecke gekröpften Relief versehen: Prof. Fritz Schwarzbeck (gest. 17.6.1989) hatte es in den 50er Jahren für die AOK geschaffen. Als der Neubau der AOK in Angriff genommen wurde, war dieses Relief bald im Wege. Aufmerksam SCHÜTZT DARMSTADT-Mitglieder wiesen uns bald darauf besorgt auf das Verschwinden des Kunstwerks hin. Wir berichteten darüber in Heft 1991/3. Die Nachfrage beim Architekten ergab: die beiden Relieftteile waren nur vorübergehend abgenommen worden und geschützt gelagert.



Foto: Schardt

Inzwischen haben die beiden Reliefplatten von Prof. Schwarzbeck einen neuen und repräsentativen Platz bekommen. Sie sind jetzt an einem Mauerfragment befestigt, das kunstvoll aus einer knapp dahinter

im Bereich Architektur der TU geworden ist, habe ich dieser Tage an unseren Kulturdezernenten geschickt. Er, unser Oberbürgermeister in Personalunion, hatte mir am 7. Dezember letzten Jahres (bei der Einweihung der Mauer-Passage oben an der Ollenhauerpromenade) zugesichert gehabt, den Klinikdezernenten noch einmal anzusprechen, sich um die sogenannten AOK-Reliefs zu kümmern. So, wie

Situationsveränderung dieser aus der Epoche „Kunst am Bau“ der 1950er-Jahre stammenden Muschelkalkreliefs unseres Trägers der Ernst-Hofmann-Medaille, Fritz Schwarzbeck, diese beiden Kunstwerke, die auch noch den passenden Titel „Pflege“ tragen, ihren endgültigen Platz auf dem Klinikgelände an der Grafenstraße finden.

Die Spitze des Eisbergs: Ausrisse aus früheren Ausgaben des Blauen Heftes. Unsichtbar: das bürokratische Monster der darunterliegenden Korrespondenz.

Becks, wobei er vor wenigen Monaten noch einmal bei einem Telefonanruf aus dem Homeoffice das generelle Postulat der Denkmalpflege, den jeweils ursprünglichen Anbringungsort weiter zu verwenden, wiederholte.) Wir hörten nun nach diesem unserem Vorstoß „nach ganz oben“ – so meine einleitende, möglichst verbindliche Formulierung an Herrn Lamm – in der Folge nur indirekt, aber immerhin überhaupt, etwas vom höchsten hessischen AOK-Mann aus Bad Homburg: Die Reliefs würden definitiv nicht mehr in der Neckarstraße eingesetzt, punktum.

Bei der – nicht groß publik gemachten - Präsentation der Welterbe-Armbanduhr (des Frankfurter Herstellers Sinn), einer Idee übrigens unseres Mitgliedes Wolfgang Faust, auf der Terrasse der Mathildenhöhe im Spätsommer 2023, sprach ich den Mathildenhöhe-Kustos, dem ja alles samt vorbereiteten Verträgen längst vorlag und der mit uns vor Ort gewesen war, en face an. Im golden durchsonnten

Welterbe-Szenario sicherte er mir nun ultimativ zu, die Relieftafeln in die mittlerweile bezogenen, neu geschaffenen Magazinräume für städtische Kunst bringen zu lassen. Nichts geschah – natürlich, da niemand wirklich dahinter her war bzw. sich verantwortlich fühlte.

Doch dann ereignete sich für einen Augenblick ein kleines Wunder, das es so noch nie gegeben hatte: Von Frau Sandra Kohl im Kulturamt, von der wir schon vielfach Unterstützung erfahren haben, über unsere Initiative vorinformiert, rief mich am 23. Oktober des gleichen Jahres 2023 die damals neue (inzwischen ist sie in ihre Heimat zur Weißenhofsiedlung am Hang über Stuttgart enteilt) Kunst-Referentin Dr. Gabriele König an: Der städtische Kämmerer habe jetzt eine Aufstellungsmöglichkeit auf dem Klinikgelände ermittelt. Ich traute meinen Ohren nicht: Ging es jetzt wirklich voran? Wir versorgten Dr. König sofort mit unseren mit den Jahren gesammelten Unterlagen zu den Reliefs.

Was geschah? Wieder nichts. Natürlich. Wobei die Kulturamtsmitarbeiterin Kohl sogar schon Überlegungen zur Reinigung der unansehnlich gewordenen Muschelkalktafeln angestellt und die verfügbaren Mittel dafür überschlagen hatte. In Darmstadt leben wahrlich die Künste!

Während der Feier zum Büchnerpreis 2023 am 4. November 2023 sprach ich dann

erneut den damals noch neuen Oberbürgermeister – ich hatte ihm die Geschichte auch schon bei der Präsentation der Welterbeuhr im Frühjahr 2023 angekündigt – an: Ich hätte ihn doch (per E-Mail) über den Anruf von Frau Dr. König informiert: Nunmehr schweige sie aber beharrlich, wie wir das schon von der Mathildenhöhe oder auch ihrem Vorgänger im Amt des Kunst-

Foto: Archiv Darmstadtia e.V.



Dornröschenschlaf hinterm Müllcontainer: Langjähriger Lagerplatz der Schwarzbeck-Reliefs im Hof der Darmstädter AOK-Niederlassung. Auch hier gut zu erkennen: das AOK-Signet.

referenten kannten. Er nahm sie in Schutz, sie habe so viel zu tun: verständlich und honorig von seiten eines Repräsentanten des Dienstherrn. Nur ging es auf diese Weise in unserer Angelegenheit wieder nicht voran.

Am 7. Dezember des gleichen Jahres 2023 trafen wir erneut auf den Herrn Oberbürgermeister. Da überreichte er an Nikolaus Heiss den Hessischen Verdienstorden, für den ich den Vater des Welterbes vorgeschlagen hatte. Wir mussten als geladene Gäste während der Feier für das Stadtoberhaupt eigentlich eine stille Mahnung gewesen sein, dass es endlich mit unseren AOK-Reliefs weitergehen sollte. Wieder verstrich Zeit ungenutzt.

Dann avancierte gut ein Jahr später, im Februar 2025, Mathildenhöhe-Kustos Dr. Philipp Gutbrod zum Kulturreferenten, dem dritten in unserer Stadt, wenn wir richtig gezählt haben. Es bewegte sich in unserer Angelegenheit indessen weiter nichts, obwohl Dr. Gutbrod nun eine Doppelfunktion

innehat, ist er doch weiter für die Mathildenhöhe und damit auch die Kunstsammlung der Stadt verantwortlich. Sollten wir endlich aufgeben? Wären wir so aber Frau Dr. Wittmann, die großes Interesse an der Arbeit Fritz Schwarzbecks nahm, ihm sogar – wenn auch erst posthum – unsere Ernst-Hofmann-Medaille überreichte, gerecht geworden?

Schließlich starteten wir einen „letzten, verzweifelten Versuch“, wie es der Pop-Musiker Pete Townsend 1973 einmal formulierte. Ich nahm aktuelle Bilder des jammervollen Zustandes der Kunstwerke neben dem Müll auf und bat den Sohn des Künstlers, Dr. Andreas Schwarzbeck, es noch einmal beim Darmstädter Echo zu versuchen. Und wie mit dem Album „Tommy“ der *Who* hat es geklappt: Entgegen allen Erwartungen brachte das Darmstädter Echo sogar prominent in der Osterausgabe einen vorbildlich recherchierten, profunden Artikel des „Reporters“, wie ihn das DE vorstellt, Lars Leitsch, 30. (Angesichts der

Qualität des Artikels verwundert es nicht, dass Leitsch bereits 2023 den Hessischen Preis für junge Journalisten erhielt.) Dazu erschien ein abschreckendes Foto der neben den Müllcontainern lagerten, mittlerweile teilweise geschwärzten und bemoosten Muschelkalkreliefs von Guido Schiek. Völlig überraschend – ein früherer Echo-Artikel hatte keinerlei Wirkung gezeitigt – bewegte sich unvermittelt wo nicht die Wissenschaftsstadt, so doch die AOK: Eine frische Mitarbeiterin im Bereich Gebäudemanagement kam erstmals auf die Idee, einfach einen Schlussstrich zu ziehen und an uns nicht nur den Besitz, sondern auch das Eigentum an den Kunstwerken übertragen zu wollen.

Um es kurz zu machen: Herr Reinhard Lattemann nahm eine Bewertung vor und wir widmeten eine Spende der Firma MERCK zum Kaufpreis für „unsere“ Schwarzbecks um. Am 28. Mai haben wir nun schon zwei Kaufvertragsausfertigungen unterzeichnet und zur Unterschriftsleistung

durch einen Abteilungsleiter bei der AOK zurückgesandt; Herr Lattemann wird die Reliefs demnächst abholen und bei sich in seinem Bauunternehmen erst einmal unterstellen können. Vielleicht sollten wir jetzt von diesen kleinen 3D-Ausdrucke anfertigen und sie symbolisch dem Herrn Oberbürgermeister überreichen – für die Originale, die nach einer Variante des weissen – dabei aber lebensnahen – BGBs (vom 1. 1. 1900) bei einer Übereignung in situ bleiben können und nicht von Hand zu Hand übergeben werden müssen.

Wir wissen noch nicht, wie die Stadt jetzt reagieren wird: Sie wird die Kunstwerke hoffentlich nicht als Danaergeschenk betrachten. Vielmehr hat sie jetzt freie Hand, diese an dem vom Klinikreferenten bereits im Herbst 2023 ermittelten Aufstellungsort an der Grafenstraße zu präsentieren.

Und die AOK müsste eigentlich jublieren, ist ihr doch damit ein hervorragendes „Product Placement“ gelungen, denn ihr Signet ist ja auf einer

der Tafeln bestens sichtbar eingearbeitet, kann mithin von niemandem auf dem Klinikgelände übersehen werden. Wie heißt es im Lönsschen Landsknechtlied „Es schlägt ein fremder Fink im Land“ so

schön: „Das Liedlein ist zu End gebracht und der's gesungen hat, der hat der Beute viel gemacht – und trank am Wein sich satt...“ Ergo bibamus!

WM

Karl Wenchel (1929–2025) aus Messel gestorben

Ein Mitstreiter fürs Welterbe

Er war nicht, wie sein Mitbürger Willy Mössle, der langjährige Wortführer der Bürgerinitiative gegen die Mülldeponie, Ehrenmitglied von Schützt Darmstadt, unseres Vorläufervereins. (Siehe „Wir über uns“ in Heft 1995/4 von O. Tramer, der mitteilt, dass die Ernennung in der letzten Jahreshauptversammlung erfolgt sei.) Jedoch: Karl Wenchel hat schon als junger Mann nach Darmstadt hinein gewirkt, uns beraten und in dem Kampf gegen die absurde Müllanlage unterstützt. Noch Ende Dezember widmete ihm das Darmstädter Echo einen Artikel „Das Geheimnis von 70 Jahren Ehe“.

Ende Mai letzten Jahres haben wir an seiner Feier zum 95. Geburtstag teilnehmen dürfen, mit 35 weiteren Gästen an einer langen Tafel bei „seinem“ Italiener in Messel. Sein Leben könnte für seine Generation als typisches Drehbuch dienen: Ihm verdanken wir zum Beispiel Schilderungen, wie junge Menschen nach dem 11. September 1944, da war er 15 Jahre alt, hier in Darmstadt Leichen räumen mussten. So auch in dem früheren Brauereikeller an der Saalbaustraße, aus dem niemand lebend herausgekommen war, wie er sagte. Diesen hat ja noch Nikolaus Heiss aufgrund unse-

rer Dokumentationen unter Denkmalschutz gestellt. Die Eigentümerfamilie, verärgert über die Stadt, lässt aber niemanden hinein. So kommen wir auch mit unserem Vorschlag einer Brandnachtgedenkstätte, der auf eine Idee unseres Mitgliedes Wolfgang Faust zurückgeht, nicht voran.

Bis zum Abitur gelangte Karl Wenchel nicht, war wegen einer Jungendtorheit – er hatte eine Pistole im Wald leerschossen – denunziert worden. Er verbüßte mit acht Monaten nur gut ein Viertel einer Freiheitsstrafe, absolvierte danach, was ihm noch blieb, eine Gärtnerlehre und war zum Beispiel eine Weile für die Anlagen um den Planerhof von Ernst Neuffert in der Dieburger Straße tätig. Später übernahm er den väterlichen Betrieb eines Kohlenhandels, baute auch Erdbeeren an und manches mehr.

Vier Kinder fanden nach akademischen Studien ins Leben. Mich bat er zuletzt um Hilfe, weil er Bedenken hatte, dass man seine von ihm 2003 privat finanzierte Tafel



So kannten wir ihn: Karl Wenchel mit Ehefrau Maria, mit der er 70 Jahre verheiratet war, hier bei seinem 90. Geburtstag.

über das Schicksal der Mes-seler Juden nach seinem Tod verschwinden lassen könnte: So stark war der Widerstand unter manchen Mitbürgern. Hoch und heilig versprach die Verwaltung aber mir als Rechtsanwalt, das zu verhindern.

Vieles wird ihn überleben, vor allem aber seine Autobiografie „Von gestern bis heute“, Reinheim 2012. Die Trauerhalle fasste am 16. April die Gäste kaum. Wir werden Karl Wenchel nicht vergessen. WM

Ein erfülltes Leben

Wie wir frühzeitig von unserem Mitglied Werner Kahrhof erfuhren, fand am Vormittag des 15. April 2025 in der Einrichtung Dieburger Straße 199 die Trauerfeier für unser Mitglied Otti Sander statt. An dieser hat Herr Kahrhof uns dankenswert vertreten. Über Otti Sander hatten wir im Blauen Heft immer einmal berichtet, so in der Ausgabe 2016/2: Wir hatten bei ihr, die da schon 17 Jahre im Betreuten Wohnen an der Dieburger Straße lebte, angefragt, ob Sie nicht in einem kurzen Beitrag an Ihre Schrift von 2003 über die lokalhistorische Vereinigung „Alt Darmstadt“ (die 2002 in Darmstadtia e.V. aufgegangen war) erinnern wolle. Nach kurzer Bedenkzeit hatte sie abgewinkt: Das falle ihr mittlerweile zu schwer. Da war sie um die 90 Jahre alt gewesen.

Frau Erika Tramer hatte aber glücklicherweise in der besagten Broschüre eine Passage entdeckt, die einen guten



Foto: Archiv Schützt Darmstadt

Eindruck der Aktivitäten seit der Gründung im Jahre 1989 vermittelt: Diese ist auf den Seiten 8 und 9 des genannten Heftes aus dem Jahre 2016, das noch von Klaus Glinka verantwortet wurde, nachzulesen. Wer seine älteren Exemplare nicht sicher greifen kann: Wir haben sie ja alle an unsere Homepage angehängt! In Heft 2020/1 schließlich berichteten wir, dass Otti Sander uns ein Originalprogramm der ersten Festspiele in Bayreuth überhaupt (von 1876) übergeben hatte, das aus dem Nachlass einer Verwandten stammt. Es ist uns bisher nicht gelungen, die-

se darmstädtische Begebenheit zur Musikhistorie, bevor wir selbst darüber im Blauen Heft berichten, in die Tageszeitung zu heben: Wir halten es nämlich über unseren eigenen Leserkreis hinaus für berichtenswert, dass nicht nur die hiesige Kammersängerin Louise Jaide von Richard Wagner dafür nach Bayreuth geholt worden war. Wagner engagierte vielmehr für seine ersten Festspiele auch noch den in Darmstadt 1828 geborenen Bühnenmeister Carl Brandt, dessen Grab auf dem Alten Friedhof (am Hauptweg) ja aufgrund der Vermittlung durch Frau Dr. Marjam Schellhaas gerade Ehrenamtler vom EAD wieder freigelegt haben. (Und der Mäzen Dr. Günter Bauer hat am Nachfolgebau zu dessen früherem Wohnhaus unten in der Sandstraße eine Tafel zu Carl Brandt anbringen lassen.)

Nach dem Brand des Darmstädter Hoftheaters 1871 diente Carl Brandt Richard Wagner seine Heimatstadt als Ort für das geplante Festspielhaus an. Doch der winkte aus

mehreren Gründen ab. Zudem verspürte Großherzog Ludwig III. wenig Lust, seine Standesgenossen allsommerlich nach den Veranstaltungen bei Hofe empfangen zu müssen.

Das wird übrigens gewissenhafte Leser unseres Blauen Hefts nicht verblüffen: Auf Seite 8 der Nummer 2009/1, auf die ich vor Jahren, als die Suchmaschinen noch nicht so aufmerksam waren, nur mit Hilfe unseres Mitgliedes Oliver Weiß wieder gestoßen war, hatte der damalige Heft-Redakteur Otto Tramer die vollständige Passage aus den Lebenserinnerungen des Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen zum Besuch Ludwigs in Berlin eingerückt: zutiefst rührend. Davon sei, um Ihnen das Aufsuchen zu ersparen, folgendes wiedergegeben:

„[Der alte Großherzog] war ein Original durch und durch. Er kannte alles, wusste alles, hatte aber eine souveräne Verachtung aller Menschen im allgemeinen, der vornehmen Welt im besonderen, und sprach von Zeremonien nur mit der bittersten Ironie ... Ich habe nie den

König so gut aufgelegt und redselig gesehen, als wenn er mit diesem Riesen unter seinen Standesgenossen verkehrte."

Vielleicht finden wir auch noch heraus, ob der Hofsänger Eduard Schlosser, den Louise Jaide später heiraten sollte, mit „unserem“ Georg Schlosser in diesem (und früheren) Heft(en) verwandt ist.

Erwähnenswert ist auch noch, dass Otti Sander, als sie an der Dieburger Straße in die Pflege wechselte, mir zu dem Bayreuth-Programmheft noch zahlreiche Darmstadt-Bücher mitgab, die wir bestimmungsgemäß verteilt haben. Ihr folgte sogar noch ihre Nichte Eva Sander-Conwell, die uns zwei stattliche Pakete aus Freiburg sandte. Frau Otti Sander lebt für uns an etlichen Orten weiter!

Herr Werner Kahrhof, der mit ihr ja lange bei „Alt Darmstadt“ gewesen war und heute als Mitglied bei Darmstadtia segensreich wirkt, trug am 15. April folgendes vor:

Geehrte Trauergemeinde und sehr geehrte Angehörige von Ottilie Sander; in der To-

desanzeige trauern Sie um den „stetigen Mittelpunkt unserer Familie.“ Dies ist eine höchst warmherzige Charakterisierung von Otti, worunter wir sie alle kannten. Ihr Alter von 98 Jahren, ihre bewundernswerte Lebensleistung und damit auch ihr Karma sind Vorbild auch für viele Darmstädter, die sie nicht näher kannten. Die Kenner indessen und die Mitglieder von Darmstadtia e.V. trauern um eine Otti Sander als Expertin der Stadtkultur. Der Vorsitzende Professor Dr. Wolfgang Martin, der heute leider verhindert ist, bat mich um Worte des Nachrufs.

In dem Verein, der mich mit Otti verband, war im Jahre 1989 Pfarrer Walter Zeuch, verstorben Mitte 2014 und im Blauen Heft kurz von Erika Tramer gewürdigt, Vorsitzender geworden. Otti war seine Stellvertreterin und ich trat ein und wurde gleich Kassenprüfer. Ungefähr ein Jahrzehnt später, 1998/99, wechselte Otti in die Dieburger Straße 199 und begann, an ihrem Rechner die Historie des Vereins, der am Karfreitag des Jahres 1920 als „lokalhis-

torische Vereinigung „Alt Darmstadt“ gegründet worden war, aufzuarbeiten. Im Jahre 2003 wurde dann diese ihre Vereinsgeschichte in Gestalt einer städtischen Broschüre veröffentlicht. (Diese wird mittlerweile sogar von überregionalen Antiquariaten angeboten.) In einer wahren Sisyphusarbeit hat Otti ungefähr 1300 Veranstaltungen mit circa 400 Rednern und um die 70 Veranstaltungen mit 36 Referentinnen – um auf die heute so wichtige Geschlechterdifferenzierung einzugehen – dokumentiert. Traumhafte Zeiten vielleicht nicht für einen Geschlechterproporz, aber im Hinblick auf sicher 15 Vorträge pro Jahr (im Ersten Stock der Bockshaut) – und das über einen so langen Zeitraum. Der (nicht rechtsfähige) Verein „Alt Darmstadt“ hatte „Arbeits- und Tatgemeinschaft“ werden sollen, aber jüngere Bürger störten sich vielleicht schon an dem „Alt“ im Vereinsnamen und am Ende auch an dem geringen Frauenanteil unter den Aktiven. Otti war, und damit ragte sie heraus, eine der wenigen Ausnahmen. Hauptberuf-

lich leitete sie die Mütterschule in Darmstadt, die dann im städtischen Familienzentrum aufging. Meine eigene Familie hat glücklich durch Ottis Anleitung zur Schwangerschaftsgymnastik mit Tochter Senta im Jahre 1981 einen gesunden Erfolg erreicht.

Otti bekleidete zahlreiche weitere Ehrenämter, beispielsweise als Mitglied im Zonta-Club, der sich mit der Situation von Frauen in aller Welt beschäftigt. In einer Zeit, da man hier noch vorangehen musste, hat sie sich insbesondere um die Darmstädterinnen verdient gemacht aber natürlich auch um die Stadtkultur insgesamt. Lassen Sie mich meine Würdigung mit ihren eigenen Worten beenden:

„Vergangenes lässt sich nicht konservieren. Nachtrauern hilft auch nicht, aber die Erinnerungen wach halten und aus ihr neue Kräfte für die Aufgaben unserer Zeit schöpfen. Erinnerungen sollen wir pflegen und das vielfältige Leben, Werden und Vergehen in unserer Stadt an uns vorüberziehen lassen.“

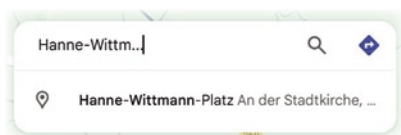
WM/WK

Neuer Hot Spot: der Hanne-Wittmann-Platz

Dass Dr. Hanne Wittmann, die Gründungsmutter von *Schützt Darmstadt*, seit rund sechs Jahren mit einem nach ihr benannten Platz, dem schmutzigen Ort neben dem Chor der Stadtkirche, geehrt wird – darüber haben wir schon öfters nicht ohne Stolz berichtet. Schließlich war es der heutige Vorsitzende Dr. Wolfgang Martin, der vor und hinter den Kulissen erfolgreich die nötigen diplomatischen Fäden zu ziehen wusste.



So weit, so analog! Doch in unserer durchdigitalisierten Welt zählt bekanntlich nichts, was nur real vorhanden ist; es muss vielmehr auch in der digitalen Schattenwelt der Satellitenkarten und Navigationsysteme als existierend anerkannt und notiert sein.



Das haben wir jetzt mit einem entsprechenden Eintrag bei Google-Maps nachgeholt. Nun ist es also möglich, weltweit per Eingabe im Suchfilter von Google Maps diesen *Hot Spot* zu finden und per Routenvorschlag anzusteuern – vielleicht für ein Selfie?

Aller Nobilitierung aus dem Silicon Valley zum Trotz: Die Darmstädter wissen zum Glück auch so, wo ihre Stadtkirche steht! HUW



Hätte der Lange Ludwig...

...seinen strengen Blick im Jahr 1961 nicht immer nur weit nach Westen auf die längst wieder verloren gegangenen rheinhessischen Gebiete gerichtet, sondern einmal kurz über seinen rechten großen Zeh nach unten gepeilt, dann hätte er sich – wie wir in dieser Momentaufnahme sehen – an einem beschaulichen Wimmelbild erfreuen können.

Was gibt es da nicht alles zu entdecken! Der Bauzaun oben links zeigt, dass die Luisenplatz-Eckbebauung auch rund 16 Jahre nach Kriegsende noch nicht abgeschlos-

sen ist. Dafür zieren schön geschwungene Gaslaternen den Platz; die sind doch nicht etwa eine stille Verbeugung vor den vorschollenen Schlangenkandelabern?

Der kleine Kasten neben dem Blumenbukett würde sogar ein Heinerrätsel im Blauen Heft hergeben: Wer weiß heute noch, dass man 1961 mit diesem ortsfesten Spezialtelefon ein Taxi an den Platz rufen konnte, wenn die Droschenschlange in der Wilhelminenstraße wieder einmal leer war? *Tempi passati* – stöbern Sie gern selbst weiter! HUW

Foto: Hans-Ulrich Werner





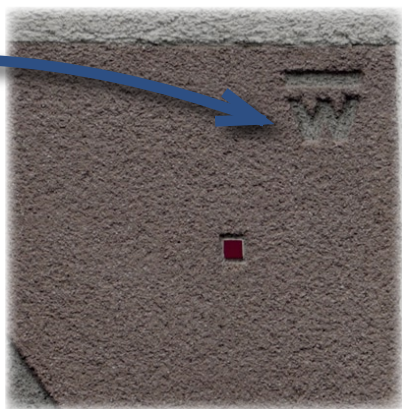
Wo befindet sich dieses Putz-Sgraffito?



Die Knacknuss mit dem missmutig dreinblickenden Löwen an einer Muschelkalkbank war wohl zu hart: Erstmals gingen keine Lösungsvorschläge ein. Mir waren die beiden Portraits hinter dem Alice-Denkmal aufgefallen, als ich in meiner Wohnlage (seit 2006) etwas spaziert war. Ich habe noch nicht nachgeprüft, ob die Schützt-Darmstadt-Mitgründerin Dr. Hanne Wittmann diese beiden in ihrem Löwenbuch notiert hat. Nahegelegen hätte es, fand



ich doch Fotos von Fronleichnamsprozessionen um die Anlage herum; sie hat insgesamt wohl fast ein halbes Jahrhundert dort verbracht. Sie war ja zum Katholischen Glauben konvertiert und hatte auch den Wiederaufbau von St. Ludwig intensiv begleitet.



Fotos dieser Seite: Wolfgang Martin

Das neue Rätsel entspringt ebenfalls einer Zufallsentdeckung und zu meiner Verblüffung wirkt die Wand, an der sich dieses echte (Putz-) Sgraffito befindet, doch wie das Ende einer Reihenhausszeile. Es ist aber keine private Wohnanlage.

Witzigerweise begegnete ich auch bei der Schöpfung dieses Rätsels unserem früheren Förderer Ralf Hellriegel. Anders als die bauliche Unregelmäßigkeit an der Kaufhof-fassade war ihm hier aber die Kunstinstallation schon aufgefallen: „Ich komme hier ja häufig mit dem Fahrrad vorbei!“

Ach ja: Hans-Ulrich Werner, der neu vor allem das Layout übernommen hat, und ich wä-

ren froh, wenn vielleicht aus dem Mitgliederkreis sich jemand fände, der künftig ganz gezielt das Rätsel betreut. Mit Bild und Text. Das ist alles kein Hexenwerk, Hilfen gibt es dazu bei Bedarf und unser Blaues Heft soll ja ein Gemeinschaftsprodukt sein. Es gibt noch so viel rätselhaftes in Darmstadt zu entdecken!

Unter den richtigen Einsendungen werden wir drei Bücher verlosen, wobei wir diese gegebenenfalls in Abstimmung mit den Gewinnern aussuchen, die sicher schon vieles besitzen. Wir wollen auch Nachdrucke unseres früheren Mitgliedes Giselbert Breyer beiziehen, mit seiner Witwe haben wir schon Kontakt aufgenommen. W. M.



KAHRHOF
Bestattungen
Hilfen im Trauerfall

**Lernen Sie uns kennen, bevor
Sie uns brauchen.**

Wir beraten Sie einfühlsam im Trauerfall und
bei der Vorsorge. Ihre persönlichen Wünsche
stehen bei uns stets im Mittelpunkt.

Merckstraße 13 · 64283 Darmstadt
Tel: 06151 399080 · www.kahrhof-bestattungen.de

Ein vergessener Post-Impressionist

Wer kennt noch Hugo Eduard Rouge?

Gern würden wir diesen Maler (1883-195x) und Kunstlehrer am Ludwig-Georgs-Gymnasium in einem Beitrag hier in den Blauen Heften würdigen. Leider ist die Materiallage derzeit noch sehr dürr. Wir setzen deshalb auf die Schwarmintelligenz von Darmstadtia e.V.: Wer immer etwas zu ihm weiß, seriöses oder anekdotisches, wer gar ein Werk von ihm an der Wand oder in der Schublade hat, wer „jemanden kennt, der jemanden kennt“, möge sich gern mit uns in Verbindung setzen.

Wir danken im Voraus und versprechen die Abbildung eines wunderbaren Gemäldes von Rouge mit dem Darmstädter Herrngarten, stilistisch angesiedelt im Nach-Impressionismus.

Wenden Sie sich gern an die Personen im Impressum!

Liebe Mitglieder! Bitte denken Sie an Ihre Beitragszahlung: „Ein gesunder Mann ohne Geld ist halb krank“, so Goethe. Normalbeitrag: 20 €, Rentner 10 €, (Studenten beitragsfrei). IBAN: DE04 5085 0150 0000 5668 45
Für Zuwendungen jenseits von 200 € erteilen wir Spendenquittungen.

● Impressum

Herausgeber	Darmstadtia e.V.
Vorstand	Vorsitzender: Prof. Dr. Wolfgang Martin, Hölgesstraße 20, 64283 Darmstadt, ☎ 06151-48135, ☎ 0176-78182209
Redaktion	Prof. Dr. Wolfgang Martin, Hans-Ulrich Werner
Textlektorat	Edita Werner
Satz und Layout	Hans-Ulrich Werner, Mirko Emde
ISSN	0935-8978
Auflage	300 Exemplare – Schutzgebühr: € 3,-
Druck	www.druck-form.de

Inhalt und Form der mit Namen gezeichneten Beiträge werden von der jeweiligen Person und nicht von der Redaktion verantwortet.

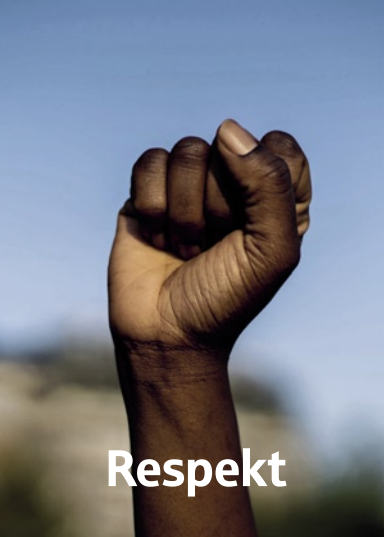
MERCK

„Hier sind wir **DA**heim“

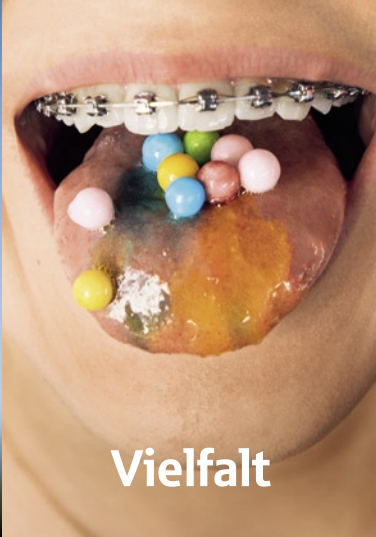
Mehr über uns
als Nachbar...



www.merck.de/nachbarschaft



Respekt



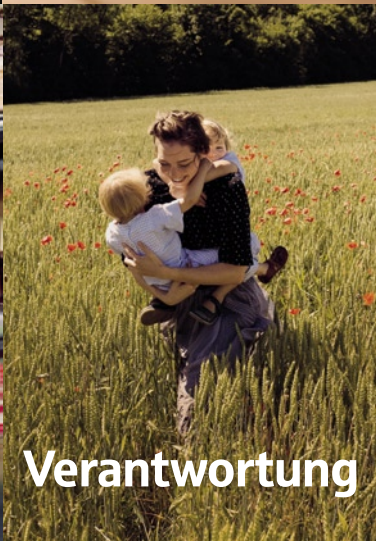
Vielfalt



Weitsicht



Teilhabe



Verantwortung



Vorsorge

**Weil's um
mehr als
Geld geht.**

Wir setzen uns ein für das, was im
Leben wirklich zählt. Für Sie, für
die Region, für uns alle. Mehr auf
sparkasse-darmstadt.de/mehrausgeld



**Sparkasse
Darmstadt**